Heinrich von Cerons.

Roman

von

G. P. R. James,

Verfasser des Darnley, de l'Orme, Karl Tyrrell ꝛc.

Aus dem Englischen.

Viertes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1843.

Achtzehntes Kapitel.

Vom Fenster des herzoglichen Quartiers sah ich den Abzug einer starken Heerabtheilung aus Jarnac mit an. Die fröhlichen, schimmernden Reihen der königlichen Armee nahmen sich freilich ganz anders aus, als die armen Hugenotten-Schaaren, selbst in ihrem leidlichsten Zustande. Der junge Prinz d'Auvergne ließ nichts von sich blicken bis zur Abendtafel, wo er, umgeben von seinen Offizieren, nur Gelegenheit hatte, mir in wenig Worten zu sagen, daß ich nächsten Morgen eine Stunde vor Sonnenaufgang zur Abreise bereit seyn möchte. Obgleich einige Personen höheren Rangs dem Prinzen bei der Tafel näher saßen, als ich, darunter einige alte, sehr vertraute Freunde, so hatte doch der kleine Vorfall auf dem Rückzuge von Loudun, meine Gefangenschaft, die mehrmaligen Besorgnisse und Bemühungen des Prinzen um mein Leben eine tiefere Sympathie, eine innigere Theilnahme zwischen uns Beiden erzeugt, als zwischen ihm und irgend Jemand seiner eigenen Partei bestehen mochte. Er wendete sich stets mit so gütigem, auf-

merksamem, theilnehmendem Tone zu mir, daß jeder in dieses Verhältniß nicht eingeweihte Dritte unwillkürlich mich ins Auge faßte, zu sehen, wem diese ausgezeichnete Behandlung zu Theil werde.

Am andern Morgen verließ ich, zur Abreise gerüstet, schon vor der bestimmten Zeit mein Zimmer. Im Hofe erfuhr ich, daß sich der Prinz ins Quartier des Herzogs von Anjou begeben. Derjenige Theil seines Gefolges, welcher nach Champigny bestimmt war, wartete mit seinen und meinen Pferden am Portal, bereit, sich den abziehenden Truppen an der geeigneten Stelle anzuschließen. Ihrem Beispiel folgend, stellte auch ich mich neben mein Pferd, während sich die Diener des Herzogs und meine eigenen Leute ehrerbietig in einiger Entfernung hielten. Plötzlich zupfte mich Jemand am Mantel, ich kehrte mich um, fühlte mir einen Brief in die Hand gedrückt, und erblickte eines der schönsten Mädchen, die ich je gesehen, mit Zügen die mir nicht ganz fremd schienen. Inzwischen war mir die Handschrift noch weit bekannter, sie kam von Luise von Blancford, und in eiligster Hast wollte ich das Siegel erbrechen, als mich das Mädchen wieder am Mantel zupfte und mir mit den großen, dunkeln Augen ins Gesicht blickend zuflüsterte: „Pst! gnädiger Herr, Pst! wollt Ihr uns gefällig seyn?“

Sie schien dreizehn bis vierzehn Jahre zu haben, in keinem Falle mehr. Ich sah ihr einige Augenblicke ins Gesicht, indem ich mich zu entsinnen suchte, wo ich sie schon

gesehen und sagte: „Und wie kann ich Dir gefällig seyn, gutes Kind? Wie heißt Du?“

„So erinnert Ihr Euch meiner nicht mehr?“ erwiederte sie; „mein Name ist Miriam Ahar.“

„Ah, nun entsinne ich mich,“ war meine Antwort; „aber sag' mir, was kann ich für Dich thun, schönes Kind? gewiß thue ich es mit Freuden.“ Bei diesen Worten mochte sich der Ausdruck des Vergnügens auf meinem Gesicht abspiegeln, was ein Lächeln auf den schönen Lippen des Mädchens hervorrief.

„Ich wußte, Ihr würdet Euch freundlich erweisen,“ erwiederte sie, „und Ihr könnt uns allerdings helfen. Mein Vater befindet sich in dem Hause dort mit einigen reichen Waaren. Er ist angewiesen der Armee mit der Arrièregarde nachzukommen, die Abends vier abzieht. Nun hat er von einem hiesigen guten Freunde erfahren, daß sechse von den Vielen, die bei den Armeen sich übler Thaten schuldig machen, es auf ihn abgesehen haben. Ihr wißt wohl selbst, was einem Juden zu widerfahren pflegt, wenn er mit der Nachhut einer Armee reist.“

„Das weiß ich wirklich nicht,“ versetzte ich, „noch nie hört' ich, daß ihnen Ungebühr zu widerfahren pflege.“

„Ja wohl, wer hört von dergleichen, als ihre eigenen Glaubensgenossen?“ sagte sie, „Wer achtet darauf wenn der Leichnam eines ermordeten Juden, ausgeplündert, an der Heerstraße gefunden wird! Und was wird aus seinen Angehörigen, die sich bei ihm befinden? Sie fliehen wenn sie anders dürfen, oder sie werden auch wohl getödtet, damit

sie nicht Zeugniß ablegen können, und die Uebrigen schweigen aus Furcht, und die Mörder gehen bereichert davon."

Es ließ sich an der Behauptung des Mädchens nicht im Geringsten zweifeln; aber schwer war zu sagen, wie da zu helfen wäre.

„Armes Kind," sagte ich, „was kann ich für Euch thun? Bin ich doch selbst ein Gefangener und überdieß verwundet. Aber könnt Ihr mir Mittel und Wege an die Hand geben für Euch thätig zu seyn, will ich die Gelegenheit mit Freuden ergreifen, denn wohl erinnere ich mich wie Ihr Euch vor Zeiten wohlgesinnt gegen mich erwiesen."

„O, Ihr könnt Viel für uns thun," sagte sie. „Wir erfuhren, daß Ihr gefangen wäret, denn wir waren im protestantischen Lager und fragten nach Euch. Und dennoch könnt Ihr viel für uns thun, denn man nennt Euch hier den Liebling eines der katholischen Großen, und gerade nur Die können uns schützen, welche uns gerne verschlängen. Erwirkt uns nur die Erlaubniß, uns in dieser Stunde in Eurem Gefolge dem Hauptkorps anzuschließen, und gebt uns einen der Eurigen zum Begleiter, und wir sind gerettet; wo nicht, sind wir Alle verloren."

„Ich will mein Bestes für Euch thun, Miriam," erwiederte ich. „Hier kommt der Prinz, ich will mit ihm sprechen. Stellt Euch neben mich und entfernt Euch nicht. Gnädiger Herr," sagte ich, „hier habe ich eine Bittende. Sie und ihr Vater erwiesen sich mir sehr gütig vor einiger Zeit. Sie sind zwei Juden, aber ohne ihre Hülfe hätte ich überall nicht im Felde erscheinen können. Nun ist ihnen

anbefohlen mit der Nachhut aufzubrechen, aber Ihr wißt was einem Juden sicher bevorsteht auf einem theilweisen Nachtmarsch unter den Nachzüglern des Heers."

„So mögen sie uns folgen, wenn sie zum Abmarsch bereit sind," erwiederte der Prinz augenscheinlich in Eile. „Einer Eurer Leute mag sie eskortiren, de Cerons."

„Aber gebt ihnen eine Art Sauvegarde, gnädiger Herr," sagte ich; „ein Paar Zeilen von Eurer Hand."

„Arnon, Dinte und Feder!" rief der Prinz in demselben hastigen Tone; dann riß er ein Blatt aus seiner Schreibtafel und begann zu schreiben: „Man lasse passiren — „Wie ist der Name?"

„Salomon Ahar," erwiederte ich.

„Aha, Salomon Ahar, der spitzbübische Wucherer!" sagte er, „von dem habe ich gehört. Nun, gleichwohl —" und er schrieb weiter: „Man lasse passiren den Salomon Ahar, seine Leute und Pferde mit dem Gepäcke Franzens von Auvergne" — „Hier," fuhr er fort, „das Ungeziefer wird freilich meiner Bagage keinen großen Kredit bringen, de Cerons. Aber da Ihr es so wünscht, mag es seyn." Und indem er so sprach betrachtete er die ausgesucht schöne Gestalt, die wunderbaren Formen der armen Miriam mit einer Gleichgültigkeit, als wäre sie eine gesprenkelte Kröte gewesen. Was thut nicht Vorurtheil!

„Ich bin im Augenblick zurück, de Cerons," setzte er hinzu, „dann wollen wir uns mit dem Regiment vereinigen."

Nun eilte er nach dem innern Hofraume und ich gab das Papier dem Mädchen mit den Worten: „da, Miriam,

das ist Alles, was ich für Euch thun kann. Andriot, begleite sie, und nimm einen der Bursche mit, ich bedarf blos eines Einzigen. Sorge, daß ihnen nichts geschieht, und stoße nach dem Marsche wieder zu mir.“ Miriam nahm das Papier und küßte mir statt aller Antwort die Hand. Dann eilte sie mit solcher Schnelle voran, daß Andriot, allem Anschein nach nichts weniger als abgeneigt das hübsche Judenmädchen zu begleiten, kaum Zeit hatte sich aufs Pferd zu werfen. In Kurzem war sie unter dem Thorweg eines Hauses weiter oben in der Straße verschwunden.

Bald darauf kam Prinz d'Auvergne wieder zum Vorschein. Ich folgte ihm in den Schloßpark, wo sein Regiment mit einigen andern aufgestellt war, und sah mich augenblicklich mitten in dem Marschgelärme einer starken Armee. Einige Zeit folgten sich Befehle und Gegenbefehle, überhaupt Anordnungen aller Art in solcher Schnelle, daß der Prinz keine Zeit hatte mit mir zu sprechen. Nach Verlauf einer Stunde jedoch kam Alles ins gewohnte Geleise, und da kein Angriff zu besorgen war überließ der Prinz die Führung des Regiments seinen Untergebenen. Nachdem er sich auf die artigste Weise von einigen vornehmen Herrn loszumachen gewußt, die die Ehre seiner unmittelbaren Umgebung für sich in Anspruch zu nehmen geneigt schienen, war er auf einmal an meiner Seite. Er eröffnete die Unterhaltung mit demselben Gegenstande, über den sich sein Vater schon den Abend zuvor gegen mich geäußert hatte.

„Mein Vater,“ begann er, „war gestern so pressirt, daß

ich nicht gewiß weiß, ob er Euch unser Vorhaben schon mitgetheilt hat?"

Ich erwiederte, das sey allerdings nicht der Fall gewesen, vielmehr habe mich sein Vater an ihn verwiesen, und fügte bei: „Ihr wißt, Herr von Auvergne, wie peinlich eine Verlängerung der Gefangenschaft für mich seyn muß, und ich hoffe, es ist Eures Vaters Absicht meine Ranzion anzunehmen."

Ich war im Begriff, meine dem Vater Tags zuvor gehaltene Standrede zu wiederholen, als er mich lächelnd unterbrach mit den Worten: „Ihr braucht mir Eure Gründe nicht zu sagen, de Cerons; trotz meines jugendlichen Aeußern bin ich alt genug, schon gefühlt zu haben, und obwohl älter als ich Euch scheinen mag, bin ich doch nicht zu alt, um gewisse Gefühle vergessen zu haben, wie ich sie bei einem gewissen Abschied zwischen einer gewissen Dame und ihrem Getreuen zu beobachten Gelegenheit hatte. Euer Geheimniß wurde wohl bewahrt von meinem Vater und mir, und Euer saurer Vetter Blancford ward von unserer Seite nichts davon inne. Aber mit Eurer Freilassung habe ich nicht das Geringste zu thun, nur weiß ich soviel mit Gewißheit, daß Euch mein Vater vorzüglich deßhalb nach Champigny sendet, damit Ihr Eurer schönen Dame nahe seyd und durch verlängerte Gefangenschaft nicht die Gelegenheit verliert, in ihrer und ihres Vaters Gunst Fortschritte zu machen."

„Guter Gott!" rief ich aus: „ich ließ mir nicht träumen, daß der Baron sich nach Saumur begeben würde."

„Da seyd Ihr in einem großen Irrthum," sagte der Prinz. „Mein Vater meinte nicht Champigné-le-Sec, das wäre freilich eine ziemlich trockene Residenz für Euch gewesen, sondern Champigny bei Paris, wo wir Güter haben, und ein altes Schloß, in das wir Alle vernarrt sind. Aber ich muß wiederholen, es liegt nicht in meiner Macht, auf meines Vaters Entschluß hinsichtlich Eurer Gefangenschaft einzuwirken. Uebrigens kann ich nicht läugnen, daß auch ich es fürs Beste halte, wenn wir es beim Alten belassen, jedenfalls habe ich hierin nicht die geringste Autorität. Ich spielte auf etwas ganz Anderes an. Vorgestern auf unserem Ritte nach Cognac kamen wir, mein Vater und ich, auf Euch zu sprechen, und zum Andenken des Tags, an dem wir, Ihr und ich, zuerst einander begegneten, beschlossen wir Euch ein kleines Pachtgut zu schenken, das wir vor Kurzem käuflich an uns gebracht, in der Absicht es einem alten Bekannten zu überlassen. Dieser aber ward unglücklicherweise im ersten Scharmützel dieses Feldzugs getödtet. Es stößt hart an unser Gut zu Champigny, und trägt den Namen des Gefallenen, weßhalb wir es auch für ihn bestimmt hatten. Dieser Name ist Les Bois! Wir hatten bereits für die gehörige Einrichtung gesorgt, und in diesem Zustand befindet es sich noch. Das alte Schloß, obwohl etwas klein, ist, wie Euch nicht entgehen wird, ein so angenehmer Ruhesitz als man sich einen nach den Mühen des Kriegs nur wünschen könnte. Wir haben es tapeziren und durchgängig im neuesten Geschmack einrichten lassen, die jährliche Rente mag sich auf fünftausend Livres belaufen."

„Ach, gnädiger Herr, erwähnt dergleichen Dinge nicht gegen mich," rief ich. „Obgleich unsere gegenseitige Stellung mir wohl erlauben möchte von Eurer Güte Gebrauch zu machen, hab' ich doch nicht den geringsten Anspruch auf ein solches Geschenk."

„Und warum nicht, de Cerons, warum nicht?" erwiederte der Prinz. „Erinnert Euch doch nur der Umstände, unter denen es Euch angeboten wird. Hättet Ihr bei Gelegenheit des Rückzugs von Loudun mich tödten wollen, es wäre in Eurer Macht gestanden, aber dazu wart Ihr freilich zu edel. Ebenso hättet Ihr mich gefangen nehmen können, aber das Wahre an der Sache ist, Ihr hieltet mich für einen bloßen Knaben, und ließt mich entwischen. Ich habe ganz und gar nichts dagegen einzuwenden, Euch ferner verpflichtet zu bleiben, ja selbst bei Anerbietung des kleinen Geschenks sind wir, mein Vater und ich, noch immer in Eurer Schuld. Ihr vergeßt was die Ranzion des Prinzen von Auvergne betragen haben würde, ich aber weiß die Summe, falls Montluc sie festzusetzen hätte. Sicher nicht weniger als fünfzigtausend Henrisd'or, oder hunderttausend Sonnenkronen. Das fragliche Gut kostet in Allem kaum den dritten Theil, daher lieber Freund, falls ich mich auf kaufmännische Weise ausdrücken darf, kommt noch immer ein großer Theil des Lösegelds auf den Saldo der Dankbarkeit. Die Urkunden hat mir mein Vater zugestellt, um sie Euch einzuhändigen, und können wir anders fünf Stunden in der Runde von dem nächsten Standlager einen Notar auf-

treiben, sollen sie sich diese Nacht noch in Eurem Besitz befinden."

Man kann sich vorstellen, mit welchen Gefühlen ich dem Prinzen zuhörte. Der Ton seiner Sprache, sein ganzes Benehmen, sein Blick boten mir keine Gelegenheit das Geschenk mit Anstand abzulehnen, wäre ich auch dazu geneigt gewesen. Betrachtete ich aber das Geschenk und bedachte ich noch weiter, daß das so großmüthig Angebotene nur die Basis meines künftigen Glückes seyn mochte, so fühlte ich wirklich keine Neigung es auszuschlagen. Ich erinnerte mich Luisens, meiner einzigen, holdseligen Luise und ihr Brief, bis zum Augenblick des Alleinseyns an meinem Busen aufbewahrt, schien zu erwarmen an meinem Herzen über den erneuerten Hoffnungen und Aussichten, die sich des letztern bemächtigten.

Des Prinzen Auge ruhte diese ganze Zeit über auf mir, er schien meine innersten Gefühle zu lesen, denn ein Lächeln stahl sich über seine Züge und endlich sagte er: „Kommt, de Cerons Ihr müßt es annehmen. Bitte, kein Wort mehr. Zu Champigny habt Ihr Gelegenheit, Euer neues Gut zu besuchen, ja Ihr möget sogar dort wohnen wenn es Euch so beliebt, denn die Grenzen der beiden Besitzthümer berühren sich, und natürlich könnt Ihr da oder dort Euren Sitz aufschlagen. Doch möchte es besser seyn, wenn Ihr Euch vorerst nach Champigny begebt, wo Alles zu Eurer Aufnahme bereit ist. Und da es in den gegenwärtigen Zeitläuften für einen Protestanten gefährlich seyn dürfte, sich in der Nähe der Hauptstadt zu zeigen, so könnt

Ihr zu Eurer Sicherheit den Namen des Bois annehmen, um so mehr als Ihr Euren eigenen gar zu bekannt gemacht habt.“

Unter diesen Gesprächen setzten wir unsern Marsch fort, und gelangten Abends ins Lager unter den Mauern von Angoulême. Einige Diener empfingen uns vor dem dem Prinzen bestimmten Quartiere, und luden uns alsbald zur Tafel des Herzogs von Montpensier. So hatte ich auch hier keine Minute Zeit Luisens Brief zu lesen, bis ich mich zur Ruhe niederlegte.

Vorher aber ereigneten sich noch einige Umstände, deren ich kürzlich Erwähnung thun muß. Der erste war die Uebertragung des Schlosses und Besitzthums Les Bois als mein unbeschränktes Eigenthum, was diesen Abend noch in Gegenwart eines Notars erfolgte, indem Beide, der Herzog und der Prinz, die Schenkungsurkunde unterzeichneten. Der andere ereignete sich, als wir nach aufgehobener Tafel noch einen Augenblick, um den Tisch stehend, die Unterhaltung fortsetzten. Es war sonst Niemand im Zimmer, als der Herzog, sein Sohn und ich, und wir wollten uns gerade trennen, als ein Diener den Juden Salomon Abar meldete. Wahrscheinlich bezog Jeder von uns das Geschäft des Juden auf sich, allein der Herzog bemerkte: „Es ist blos der wucherliche Jude, um mir, wie ich vermuthe, zu melden, daß der Herzog von Anjou die verlangte Summe nicht haben kann. Ich merkte es schon gestern Abend; wahrscheinlich fürchtet er sich es dem Herzog selbst zu hinterbringen,

weil seine Ohren in Gefahr wären, und so soll ich die Hiobspost übernehmen. Indeß führt ihn ein!"

Im nächsten Augenblick stand der arme Salomon Ahar im Zimmer, mit Kratzfüßen und Bücklingen bis auf den Boden.

„Nun, Salomon," sagte der Herzog, „Ihr kommt früher als ich Euch erwartete. Ich will nicht hoffen, daß dieses prompte Erscheinen auf schlimme Botschaft weise."

„Gewiß nicht, gnädigster Herr," erwiederte der Jude, mit einem Katzenbuckel bis an den Boden. „Im Gegentheil, ich bringe Euch die Nachricht, daß nach meinem Dafürhalten eine Möglichkeit vorhanden ist. Ich denke, es soll sich machen lassen, habe gute Hoffnung daß wir erfüllen können die Bedingungen des edlen Prinzen. Auf dem Herwege gabs viel zu schachern und zu handeln mit einigen der ehrenwerthen Befehlshaber um Waffen und Beute und Ranzionen und dergleichen, und so hab' ich nebenbei ein wenig Geschäfte gemacht, und hoffe nun, es soll sich Alles in Ordnung bringen lassen zur Zufriedenheit des Prinzen. Und ich kam es Euch zu melden, gnädiger Herr, weil ich dachte, es würde Euch Vergnügen machen, es Seiner Hoheit selbst zu wissen zu thun."

„Bei meinem Leben, so ist es!" rief der Herzog, „ich hätte den Prinzen um gar Mancherlei anzugehen und wag's nicht wenn er in solcher Stimmung bliebe, wie gerade jetzt."

„Und das Alles habt Ihr zu verdanken, mein gnädigster, vortrefflichster Herr," fuhr der Jude fort, „diesen zwei edlen Herren hier, Eurem Sohne und dem respektabeln

Ritter neben ihm. Hätten sie mich nicht protegirt, hätte mir namentlich der Prinz nicht erlaubt, mich dem Hauptkorps anzuschliefen, möcht' ich die ehrenwerthen Händler nicht getroffen haben, hätt' ich auch das bischen Geschäft nicht machen können, das mich nun in den Stand setzt, dem Prinzen gefällig zu seyn."

„Das kann wohl kein unbedeutendes Geschäft seyn, mein Guter," sagte der Herzog, „wenn es Euch in den Stand setzt, zweimalhunderttausend Kronen zu liefern, da Ihr doch erklärtet, es wäre diese Summe nicht in ganz Paris aufzutreiben."

„Bei meinem Leben, meiner Seele!" rief der Israelite, „es bezahlt mir kaum die Interessen, wenn ich das Kapital verliere."

Beide, der Herzog und sein Sohn, mußten lachen, und Salomon selbst grinste schweigend, als mache er nicht den geringsten Anspruch auf Glauben. Dann zog er zwei kleine Paquete unter seinem Gewande hervor, wovon das eine das ausgesuchteste Paar Damenhandschuhe enthielt, die ich in meinem Leben gesehen. Sie waren von pfirsichfarbigem Sammet, mit einer Stickerei von Gold und Perlen auf der Rückseite. Er legte sie vor dem Prinzen d'Auvergne nieder und bat, daß er sie annehmen möge als Geschenk für irgend ein Frauenzimmer, das er liebe. Das andere Päckchen enthielt einen kleinen, glatten Dolch, keine zwei Handbreiten lang, mit einem Hefte so einfach, als es nur seyn konnte, und ohne andere Verzierung als ein Paar in den Stahl eingelegte Goldplättchen. Die Klinge, von Ahar etwas

aus der einfachen Stahlscheide gezogen, war dick und dunkelfarben, als wäre sie rostig gewesen und nicht recht gereinigt worden. Dennoch legte er das unscheinbare Geräthe auf die Tafel vor den Herzog und sagte mit ehrerbietigster Verneigung: „Darf ich Euch bitten, gnädiger Herr, diese Gabe in Gnaden anzunehmen, die, obzwar nur armselig scheinend, dennoch als ganz unschätzbar angesehen werden mag. Dieser Dolch besteht aus einer Platte ganz reinen Damascenerstahls. Es dringt durch das härteste Panzerhemd, das sich finden mag, sollte er selbst von einer schwachen Hand geführt werden. Mit ihm tödtete Kaiser Hassan, Chalife der Mauren, nicht weniger als zehn spanische Ritter in der großen Schlacht bei Salado.“

Der Herzog schien die Gabe höchlich in Ehren zu halten, und der Jude wendete sich, gleichfalls mit einem tiefen Bückling, zu mir und sagte: „ich habe den Dank, den ich Herrn von Cerons schulde, nicht vergessen.“

„Ich wünsche keine andere Dankbezeugung, mein lieber Salomo,“ erwiederte ich, „als daß Ihr einen gewissen, Euch wohlbekannten Dolch für mich ausspähen möchtet. Ich fürchte, er ist für mich wohl auf immer dahin durch den Tod des Mannes, dem Ihr ihn verabfolgt habt.“

„So fürchtet' ich, so fürchtet' ich,“ sagte der Jude, „aber er soll gefunden werden, wofern er auf dieser Seite von Konstantinopel sich befindet. Wie ich höre, geht Ihr nach Paris, lieber Herr, so sagte mir wenigstens Herr Arnon, Intendant meines gnädigen Herrn von Auvergne. Gern möcht' ich in so sicherer Gesellschaft reisen, um so

mehr, als ich in Geschäften Seiner Hoheit von Anjou thätig bin," fügte er mit einem Blick auf den Herzog bei.

„So sey es," sagte dieser, „und je bälder Ihr in der Hauptstadt ankommt, um so besser."

„Am fünfundzwanzigsten dieses Monats," erwiederte der Jude, „kann Seine Hoheit bei jedem Kaufmann von Poitiers Wechselbriefe auf mich ziehen. Es wird keiner Geld versagen, wenn er den Namen Salomo Ahars sieht."

Der Herzog schien über diese Nachricht nicht wenig vergnügt, und nach einigen weitern Worten zog sich Salomo zurück und der Herzog eilte, das Gehörte dem Herzoge von Anjou zu hinterbringen.

Ich kehrte mit dem Prinzen in unser Quartier zurück, er sagte mir daselbst gütig Lebewohl und verließ mich, um mir wegen meiner frühen Abreise am andern Morgen Zeit zur Ruhe zu gönnen. Allein diese Nacht war meinen Augen kein Schlummer beschieden. Nur mit Mühe — mein rechter Arm war noch immer geschindelt — konnte ich Luisens Brief öffnen, und ach, als ich endlich damit zu Stande gekommen, welche unsägliche Pein verursachte er mir nicht! Das Papier wurde später vernichtet, so daß ich seinen Inhalt nicht mehr genau geben kann, inzwischen that es mir zu wissen, daß die Baronesse ihr, Luisen, den Abschluß einer Uebereinkunft ihres Vaters mit dem Herrn von Blaye, ihre Hand betreffend, angekündigt habe. Um ihre Einwilligung, fuhr Luise fort, habe man sie nie gefragt, und die Baronesse habe sie, die wie betäubt, wie vom Donner ge-

rührt dagestanden, unmittelbar darauf verlassen. Ihr einziger Trost, meinte das arme Mädchen, sey die Abwesenheit dieses Mannes bei der Armee, die noch lange dauern werde. Auch gereiche ihr La Tours Versicherung zu einiger Beruhigung, wornach ihr Vater bestimmt habe, daß die Trauung erst nach einer gewissen Zeit stattfinden dürfe. Um auch mich unter solchen Umständen nicht ganz ohne Trost zu lassen, fügte sie bei: „Du kennst mich, Heinrich, weißt, daß ich lieber sterben würde. Aber ach! könnt' ich Dich doch sehen, mit Dir sprechen, wärs auch nur auf wenige Stunden.“

Man kann sich den Schneckengang denken, den mir gegenüber die Zeit anzunehmen schien. Nachdem wir endlich unsere Reise nach Champigny angetreten, schien sich jede Meile zu zwei oder drei auszudehnen, jede Minute sich zu Tagen zu verlängern. Ich war jeden Morgen der Erste im Sattel, der Letzte der Abends sich ermüdet fühlte. Allein da wir bei dem vom Kriege gestörten Postenlauf auf unsere eigenen Pferde beschränkt waren, ging die Reise in Wirklichkeit langsam von Statten, und schien mir natürlich noch langsamer, als sie war.

Es ergaben sich auf derselben nur wenige Vorfälle, bei denen ich zu verweilen brauche. Unsere Gesellschaft zerfiel durch die persönlichen Verhältnisse, durch Religion und Sitten in drei Abtheilungen, die sich von einander ziemlich entfernt hielten. Ich, der höhern Klasse des Landes angehörend, war von den Uebrigen durch Rang und Glauben geschieden, und meine Leute, gleicherweise Prote=

stanten, wurden natürlich von den Dienern des Herzogs von Montpensier nicht gesucht. Allerdings unterließ der Intendant des Prinzen nicht, sich gewöhnlich an meiner Seite zu befinden, und zwar aus Deferenz einen halben Schritt rückwärts, und bemühte sich mir mit verschiedenen Geschichten aus dem reichen Schatze eines langen, vielfach thätigen Lebens und durch Beschreibungen von Gegenständen, die ich nie gesehen, die Zeit zu verkürzen. Er wußte seine Geschichte recht artig zu erzählen, und seinen Umrissen fehlte es weder an Leben noch an Bestimmtheit. Ich gab ihm meine Aufmerksamkeit genügend zu erkennen, um seiner Eitelkeit zu schmeicheln und ihn zum Fortfahren zu veranlassen.

Allein meine tiefe Schwermuth entging ihm nicht, und in der Besorgniß mir durch seine Unterhaltung Langeweile zu geben, hörte er oft für mehrere Stunden auf. Wenn nun auf diese Weise nur wenig Gemeinschaft statt hatte zwischen Katholiken und Protestanten, so verhielt es sich gerade umgekehrt mit der dritten Klasse unserer Gesellschaft, den Juden. Mit ihnen sprachen die beiden ersten, sowohl Katholiken als Protestanten, bei Gelegenheit, sie wurden sehr milde, gewissermaßen höflich behandelt, und Schutz und Beistand ward ihnen zu Theil, wo sie deren bedurften. Und doch wurden sie augenscheinlich gleicherweise von Dienern und Herrn als eine untergeordnete Race betrachtet, mit der man so wenig als möglich Gemeinschaft üben dürfe. Um ihnen eine gute Behandlung zu sichern und jeden Grund zur Klage zu entfernen, ließ ich, vom Prinzen mit der Leitung

des Ganzen betraut, nach unserer Ankunft in der Nachtherberge Salomo und Miriam meistens auf einige Stunden neben mir Platz nehmen, woran sich der gute Herr Intendant nicht wenig scandalisiren mochte, da es ihm seltsam dünken mußte, daß ein französischer Edelmann einem Juden gestatte sich in seiner Gegenwart zu setzen.

Dieß hatte denn aber auch ein inniges Verhältniß — wenn anders ehrerbietiges, respektvolles Betragen von der einen, schützende Behandlung von der andern Seite so genannt werden mag — zwischen mir und dem Juden und seiner Tochter zur Folge. Sie hingen sich an mich, als an das einzige Wesen, das sie mit Wohlwollen behandelte, und Miriam gab sich Mühe mir auf tausendfache Weise durch die anmuthigsten jugendlichen Fertigkeiten Vergnügen zu gewähren; bald tanzte sie zu der Melodie ihrer eigenen Stimme, die wirklich bezaubernd war, obwohl in einer Sprache die ich nicht verstehen konnte; ein andermal spielte sie auf einem kleinen Instrumente, das sie Zither nannte, oder auf der Laute, und zwar auf beiden mit einer Kunst und Fertigkeit, wie ich nie zuvor gehört hatte. Dabei gab sie sorgsam auf meine Blicke Acht, als wollte sie sich überzeugen, daß sie mir wirklich Vergnügen mache, während sie mir noch zu jung schien, als daß sich irgend Jemand hinsichtlich ihrer Beweggründe müssigen Gedanken hingeben könnte. Ja, nach meinem Charakter zu schließen, würde ich mir, wäre sie auch ein Paar Jahre älter gewesen, wohl schwerlich eingebildet haben, daß sie in mich verliebt sey, bloß deßhalb weil sie dankbare Rücksicht für mich äußerte.

Wenn ich nicht irre hätte sie mir der Jude überall anvertraut, wie er mir damals gewiß jedes Juwel seines Schatzes in Verwahrung gegeben hätte. Eines Abends, da er müde und etwas unwohl in der Herberge anlangte, schickte er seine Tochter, mich zu unterhalten und mir zu sagen, daß er sich bereits zur Ruhe begeben. Freilich konnte er es wagen und doch war unser Gespräch so innig, vom lebendigsten Interesse dergestalt durchwoben, als man sich nur vorstellen kann. Ich war in traurige Gedanken versunken über mein und Luisens Schicksal, hielt die Augen mit den Händen bedeckt, als Miriams Eintritt mich wieder zu mir brachte, so daß ihr nicht entgehen konnte, sie habe mich aus einem peinlichen Traume aufgestört.

„Ihr seyd traurig, gnädiger Herr," sagte sie, sich neben mich setzend, indem sie die schmale, durchsichtige Olivenhand auf die meinige legte: „Ihr seyd traurig und sagt Miriam nicht, warum Ihr traurig seyd."

„Die Ursache würd' Euch wenig bekümmern, Miriam," meinte ich, „und jedenfalls könntet Ihr mir nicht helfen."

„Aber ich würde es doch gerne hören," erwiederte sie, „denn ich lieb' Euch sehr, gnädiger Herr. Ich liebte Euch von der ersten Minute, da ich Euch sah, fast so sehr als — nein, doch nicht so sehr als ich — ihn liebe."

„Meint Ihr damit Euren Vater, Miriam?" fragte ich.

„Nein," sagte sie, „ihn nicht. Ich wollte sagen als — Martin Bern." Sie erröthete ein wenig bei diesen Worten und fuhr fort: „aber Er liebt Euch auch und konnte mir nicht genug sagen, wie gütig Ihr gegen ihn gewesen bei der

Belagerung von Angoulême, wie Ihr ihm die Hand gereicht, um ihm auf die Bresche zu helfen, wie Ihr ihn, den Verwundeten, in Euren Armen hinweggetragen, ihm das Leben gerettet, ihm wie ein Bruder gewesen. Und bedachte er, daß Ihr ein vornehmer Herr, ein Soldat waret, mochte er freilich Eure Güte nicht genug zu rühmen wissen."

„Ihr scheint viel von mir gesprochen zu haben, Miriam?" sagte ich. „Wann war es denn?"

„O, bei unserem letzten Aufenthalt in Paris," erwiederte sie, „es war im Hause Levi, meines Vetters von väterlicher Seite, der, wie Ihr wißt, Christ geworden, und dann suchte ich das Fräulein auf, der Ihr, wie er mir sagte, geschrieben und die Euch hinwieder geschrieben hatte und den Brief in meines Vaters Haus geschickt zu Bordeaux an den alten Kaufmann. Als nun Baron Blancford den persischen Silber-Brocat bestellte für seine Gemahlin, gieng ich mit Martin Vern, dem alten Kaufmann, hin und sah das junge Fräulein und sprach mit ihr im Kabinet hinter dem großen Salon. Ich sagte ihr, wenn sie Euch schreiben und den Brief in Levis Haus schicken wollte, sollte er zu Euch gelangen. Freilich dachte ich nicht, daß ich ihn selbst bestellen würde."

„Und auf diese Weise also kam der Brief in meine Hände?" fragte ich. „War ich doch bisher der Meinung, Dein Vater, Miriam, habe ihn im protestantischen Lager bekommen."

„Ach nein," erwiederte sie, „ich trug ihn immer im Busen mit herum. Nun möcht' ich aber von Euch hören,

warum Ihr so traurig seyd und warum sie so traurig aussah. Vielleicht könnt' ich mehr thun, als Ihr wißt."

„Gewiß nicht, Miriam," war meine Antwort, „Du könntest nichts thun, gutes Kind. Was mich traurig macht, bedarf eines geschicktern Arztes als Du bist."

Sie sah mich einen Augenblick an, als wollte sie errathen, ob ich mich einer offenen oder verblümten Sprache bediene, und rief dann plötzlich: „ah, nun verstehe ich Euch, Ihr liebt sie and sie Euch, und man will sie Euch nicht zur Frau geben."

„Ja, Miriam," antwortete ich seufzend, als sie der Wahrheit so nahe kam, „sie wollen sie sogar einem Andern geben."

„Wem? Wem?" rief sie heftig. „Ich hörte so was, das mich stutzig machte."

„Ach nein," erwiederte ich, „Du kennst ihn nicht. Es ist der Herr von Blaye."

„Den haß' ich!" rief sie, vom Sitz aufspringend, als hätte ich ein talismanisches Wort gesprochen, „den haß' ich! Er wagte Hand an mich zu legen, als ihm mein Vater das angeliehene Geld holte aus dem andern Zimmer. Er fragte mich, ob ich ihn begleiten, mit ihm leben wolle, und als ich Nein sagte und daß ich lieber die Magd einer Schlächtersfrau seyn wollte, schlug er mich mit der Hand ins Gesicht und gab mir einen Namen, den ich nicht aussprechen mag. Ich sagte meinem Vater nie davon, denn ich glaube, er hätte ihn erstochen, aber ich hasse ihn und werde ihn immer hassen. Ach gnädiger Herr!" fuhr sie fort, die Hände zusam-

menschlagend, „Ihr habt Euch gütig und mild erwiesen gegen mich und die Meinen, gegen Alle, die jemals Euren Namen gegen mich erwähnt. Männer wie Ihr dienen uns zum Muster, wie gute Menschen seyn sollen, und ich will Euch den Beweis zu geben suchen, daß Dankbarkeit wohnen kann in einem armen Judenmädchen. Ich sagte meinem Vater, als er erfuhr, daß man ihn zu ermorden gedenke auf dem Marsche von Jarnac, ich sagte ihm, ließe er mich zu Euch gehen, mit Euch sprechen, würdet Ihr Euch gewiß gütig gegen ihn erzeigen. Er wollte mir lange nicht glauben, endlich meinte er, erwiese es sich so, wäret Ihr der erste Christ, der auf einen Juden anders herabsehe als auf einen Hund. Aber auch mein Vater kann dankbar seyn, gnädiger Herr, und obwohl Ihr der armen, kleinen Miriam keinerlei Einfluß zuschreiben mögt, dürfte sie doch in diesem Handel mehr zu leisten im Stande seyn, als Ihr Euch vorstellt."

Wir setzten die Unterhaltung noch einige Zeit fort. Trotz ihres jugendlichen Alters sprach Miriam mit bewundernswürdiger Tiefe des Gefühls, Innigkeit, Kenntniß der Welt und ihrer Wege. Diese praktische Seite war aber gemischt mit einer ungestümen, phantastischen Wildheit der Ansichten und Ausdrücke, die sie sich wahrscheinlich bei dem unregelmäßigen Wanderleben, der Folge von ihres Vaters Beschäftigung, zu eigen gemacht hatte. Zwar betrachtete ich ihre Versprechungen und Zusagen zu meinen Gunsten als eitel und vergeblich und baute keinerlei Hoffnungen darauf, aber ihr dankbares Benehmen that mir dennoch wohl,

und ich entließ sie mit Bezeugung ähnlicher Gesinnungen und mancher liebevollen Aeußerung zur Erwiederung.

Beim Dorfe Berny unfern Paris mußten wir uns trennen. Der Jude, seine Tochter und die unzähligen Packpferde in seinem Gefolge begaben sich geradezu nach der Hauptstadt, während wir einen Seitenweg nach Champigny einschlugen. Salomo hielt sich nun für sicher; schon saß ich zu Pferde, um meine Straße zu ziehen, als er mit Miriam nochmals auf mich zukam und Gott um Segen für meine fernere Reise bat.

„Ich habe von Herrn Arnon gehört," sagte er leise, „daß das Gut Les Bois Euer ist und daß ich Euch vorläufig nicht anders nennen soll als Herrn de Bois. Gleichviel, ob Ihr zu Champigny oder Les Bois seyn mögt, ich hoffe, Ihr schlagt mir die Thüre nicht vor der Nase zu. Habt Ihr mir doch soviel Güte erwiesen, als ich selten gefunden, so daß ich sie nie vergessen werde."

Damit küßte er mir die Hand nach seiner Weise und Miriam, sich nähernd, that dasselbe. Es lag etwas in der Dankbarkeit der armen Leute, obwohl sie Juden waren, das auch mir die Augen feucht machte. Ich sagte ihnen ein Lebewohl und zog meine Straße. Beim Einbiegen in den Weg rechts sah ich zurück und bemerkte, daß Beide noch immer vor der Herbergthüre standen, mich mit ihren Blicken begleitend.

Neunzehntes Kapitel.

Ich gefiel mir zu Champigny, denn es war ein anmuthiger, reizender Aufenthalt, noch lieber aber war mir natürlich der Anblick von Les Bois, das mich als Eigenthümer aufnahm. Das Schloß war zwar klein und im alten Baustyl aufgeführt, aber vollkommen gut erhalten, und wenn auch mit dem herzoglichen Sitze zu Champigny nicht zu vergleichen, doch für meinen Ehrgeiz groß genug. Es stand auf einem Hügel in Mitten stattlicher alter Bäume, von denen es den Namen hatte. Ein Charakter des Friedens, harmloser, altväterlicher Ruhe war dem Ganzen aufgedrückt, gleich wohlthuend für Auge und Herz, besonders nach den Scenen von Mühe, Sorgen und Aufregung, denen ich kürzlich auf meiner kriegerischen Laufbahn überall begegnet war. Wie mir Prinz d'Auvergne vorausgesagt, fand ich im Innern eine vollständige, moderne Einrichtung. Mir kam sie sogar glänzend vor, denn in jenen Tagen gab sich vielleicht noch mehr als jetzt in Allem was Geschmack, gefällige Form, Anordnung betraf, eine auffallende Verschiedenheit zwischen der Nähe der Hauptstadt und den entferntern Provinzen kund.

Der gute Intendant ließ nicht nach, ich mußte ihm durch das ganze Schloß folgen, er zeigte mir jede Ecke, jeden Winkel, während ich doch so gerne nach Paris geflogen wäre, alle Mittel in Bewegung gesetzt hätte, eine Zusammenkunft mit Luisen zu bewirken.

Ich war um eine passende Einkleidung meiner Absicht verlegen, und um nur einmal die Sache aufs Tapet zu bringen, erlaubte ich mir einige, die Hauptstadt betreffende Fragen. Allein kaum vernahm der ehrenwerthe Mann, daß ich Paris noch nie gesehen, so bestand er auf einem alsbaldigen Ausflug dahin. Seiner Phantasie erschien Paris als das Hauptwunder der Welt, er sang sein Lob, seine Verdienste, seine Schönheiten wohl eine halbe Stunde lang und schloß mit den Worten: „Wär's nicht zu anmaßend, gnädiger Herr, ich würde Euch meine Begleitung anbieten, Euch einige der Merkwürdigkeiten zeigen, da, sie alle zu sehen, viele Wochen, fast möcht' ich sagen Monate, erfordern würde."

Ich ging augenblicklich auf den Vorschlag ein; wir nahmen zu Champigny frische Pferde und kamen in die Stadt. Hier ließen wir unsere Pferde in den Händen der Diener und machten einen Gang durch die Straßen. In jedem andern Augenblick, wo mein Geist nicht mit Einem herrschenden Gedanken beschäftigt gewesen wäre, würde mir Alles rings umher ein Gegenstand der Neugier, der Theilnahme gewesen seyn. Die langen Reihen von Buden, zu Abhaltung der Sonnenstrahlen und des Luftzugs zeltartig mit Leinwand bedeckt, die Menge Volks überall an den Straßenecken, im lauten Vorlesen poetischer und satirischer Erzeugnisse begriffen, die manchfachen Spektakelstücke und Vorstellungen, die bei jedem Schritte das Auge auf sich zogen, all dieß würde mich ergötzt, angezogen, interessirt haben. Nun aber war es mein einziger Wunsch, meine einzige Aufgabe, die Wohnung des Barons von Blancford auszufin-

den, mit der Geliebten auf irgend eine Weise in Verbindung zu kommen. Die Menge der Häuser, der Straßen, die Massen von Menschen mit jeder Minute um mich her anschwellend, machte mich verwirrt, befangen, bald hielt ich meine Bemühungen für unmöglich, da mir die Adresse und mit ihr jeder andere Faden in diesem Labyrinthe fehlte.

Plötzlich fiel mir aus Miriams Erzählung ein, daß Martin Bern noch immer das Haus des Barons besuchte. Da er nach meinem Dafürhalten als bedeutender Kaufmann Jedem bekannt seyn mußte, so fragte ich den Intendanten nach seiner Wohnung.

„Den kenn' ich nicht," sagte dieser. „Ist's etwa ein Huguenot?"

„Nein," erwiederte ich, über den Ausdruck des Entsetzens lächelnd, der sich bei dem bloßen Gedanken eines Besuchs in einem Huguenotischen Hause in Paris in des Mannes Zügen kund gab. „Nein, Herr Arnon, er ist Katholik und ein angesehener Kaufmann, der von mir Geld in Händen hat."

„O, dann ist's was anderes," sagte er. „Wir wollen gleich nach ihm fragen." Und in einer stattlichen Goldschmiedswohnung durch die Thür nächst dem Laden einsprechend, erkundigte er sich nach Martin Bern, dem Kaufmann.

Nun war es uns ein Leichtes, das Haus zu finden. Wir mußten daselbst eine Reihe Treppen hinaufsteigen, da die Kaufmannsgüter hier nicht wie bei den gewöhnlichen Krämern auf der Straße, sondern in Räumlichkeiten innerhalb des Hauses sich befanden. Aber weder der gute Mar-

tin noch sein Sohn waren daheim, und ich ließ ihnen unter dem Namen des Bois vermelden, daß ich einen von ihnen oder Beide bei mir auf dem Schlosse Champigny zu sehen wünschte.

Obgleich wir, bereits in der Mitte des Sommers angelangt, uns langer Tage zu erfreuen hatten, war es doch Zeit an die Heimkehr zu denken, da unsere Entfernung von Hause nicht weniger als vier Meilen betrug. Den ganzen folgenden Tag sah ich mit ängstlicher Erwartung dem Erscheinen eines der beiden Kaufleute entgegen. Allein es ließ sich Keiner blicken und noch ein paar Tage vergiengen, an denen ich mich kaum zu rühren wagte und wenn ich mich je auch ein paar Schritte entfernte, genaue Anweisung über meine Entfernung zurückließ. Am Ende des dritten Tags war meine Geduld erschöpft und den kommenden Morgen bat ich Arnon, einen mit der Hauptstadt wohlbekannten Diener dahin abzusenden, um sich wegen Berns Ausbleiben zu erkundigen. Jener willfahrte und brachte in Kurzem die Antwort, daß Martin Bern und sein Neffe noch nicht von Blois zurückgekehrt wären, wohin sie sich in Geschäften des Königs begeben. Um mich wegen des Gegenstands, der mir seiner Ansicht nach zunächst am Herzen lag, zu beruhigen, fügte Arnon bei, wegen des Geldes dürfe ich mir keine grauen Haare wachsen lassen. Er habe deßhalb nähere Erkundigungen eingezogen und erfahren, daß das Haus Martin Bern eines der wohlhabendsten und angesehensten in Paris sey.

Ich konnte mich des Ausdrucks nicht enthalten: „Pah,

es ist mir nicht um das Geld, lieber Freund." Von diesem Augenblick war Arnons Neugier augenscheinlich sehr beschäftigt herauszubringen, was ich denn mit den Kaufleuten zu thun hätte, wenn ich mich wegen der Geldangelegenheiten nicht um sie bemühte. Ich aber war nunmehr entschlossen, die Wohnung des Barons selbst aufzusuchen, allein trotz aller Bemühungen gelang es mir nicht, und ebenso vergeblich erkundigte ich mich nach der Wohnung Salomon Ahars. Wohl war mir noch erinnerlich, daß er bei seinem Vetter Levi logiren sollte, aber dieser war ebensowenig zu finden und meinem Fragen wurde immer dieselbe Antwort zu Theil: „welcher Levi?“ denn es gab wohl Hunderte dieses Namens in Paris, die sich aber alle durch einen Beinamen unterschieden.

Auch die Nachrichten vom Kriegsschauplatze waren keineswegs geeignet, mich heiter zu stimmen. Der schwache Angriff der Protestanten auf Poitiers, die tapfere Vertheidigung des jungen Herzogs von Guise, die Belagerung von St. Jean d'Angely, der Tod des armen Martigue, dem mein ganzes Bedauern zu Theil ward, die unglückliche Schlacht von Moncontour die — so vollständig die Niederlage der Protestanten, so überraschend der Erfolg der Katholischen auch war — in Paris zum Vortheil der Letztern doch unglaublich übertrieben wurde, all dieß lastete schwer auf mir, während Woche um Woche in fruchtlosen Nachfragen vergieng. Zuletzt hohnlachend über mich selbst — das ächte Produkt des Menschenhasses — daß ich den Zusagen des Juden von reeller Dankbezeugung rc. auch nur momentanes

Gehör verliehen, setzte ich mich in der Bitterkeit des Herzens hin und suchte mir einzubilden, daß ich dem ganzen Menschengeschlechte feindselig gesinnt sey.

Inzwischen stand der Herbst vor der Thüre, und es konnte kein Zweifel darüber walten, daß der junge Herr von Blaye über den Winter nach Paris kommen und seine Heirathsplane verfolgen würde. So sollte mich denn auch noch die Erinnerung an die arme Luise, die Quälereien, denen sie ausgesetzt seyn mochte, wie eine Armee von Feinden peinigend verfolgen, und zwar eine Armee, die durch die unerschöpflichen Hülfsmittel der Einbildungskraft stets neue Verstärkung, neuen Zuwachs erhielt.

Seit einigen Tagen hatten wir Nachricht von der Wiedereinnahme von St. Jean d'Angely durch die Protestanten, indem Prinz d'Auvergne, der es einige Zeit gegen Jene gehalten, sich aus Mangel an Lebensmitteln hatte ergeben müssen. Als ich eines Abends im Kabinet zu Champigny saß, hörte ich Pferdegetrapp im Hofe unten, und einige Augenblicke später trat zu meiner großen Verwunderung der Prinz ins Zimmer. Er umarmte mich herzlich und nach kurzer Unterhaltung über allgemeine Gegenstände äußerte er, daß ich nicht gut, noch zufrieden aussehe.

„Kommt," sagte er, „de Cerons, vertraut mir die Ursache von all dem. Ich hoffe, Ihr schenkt dießmal Eurem Freunde volles Vertrauen."

Ehe ich antworten konnte trat einer seiner Offiziere ein, seine Befehle einzuholen, und in mir reifte inzwischen der Entschluß, ihm ohne Rückhalt mein Innerstes zu enthüllen.

So that ich denn auch im Laufe dieses Abends und wie dieß in seinem und seines Vaters Charakter lag, er hörte mich ohne eine Bemerkung oder Zwischenrede bis zu Ende an.

Nach Beendigung meiner Beichte, die ihm einen vollständigen Ueberblick über mein vergangenes Leben und meine gegenwärtige Lage gab, sagte er: „Es kommen wirklich seltsame Episoden vor in Eurer Geschichte, de Cerons, aber ich verstehe zu wenig von unsern Gesetzen und so denk' ich, mag es sich auch mit Euch verhalten, um mit Sicherheit annehmen zu können, daß die Transactionen zwischen Eurem Vater und Eurem Vetter eine bindende Kraft haben. Inzwischen seh' ich wohl, daß Euch das gegenwärtig nicht sonderlich am Herzen liegt, wohl aber die Angelegenheit Eurer schönen Base, und es thut mir leid, sagen zu müssen, daß meine Mittheilungen nicht geeignet sind, Euren Kummer zu beschwichtigen. Wundert Euch nicht, daß Ihr sie nicht in Paris getroffen, denn die ganze Familie befindet sich noch immer zu Blois bei Hofe, wo man Euren Vetter gerne sieht, um seine Vereinigung mit dem Admiral und dem Prinzen von Bearn zu hintertreiben. Ich sah sie Alle bei einem großen königlichen Festmahle und unterhielt mich einige Zeit mit Fräulein von Blancford. Ich erwähnte Eurer, de Cerons, Ihr könnt Euch daher vorstellen, daß sie mir gerne zuhörte, und es war wirklich unmöglich, in diesem Augenblick ihre Blicke, ja selbst ihre Worte zu mißdeuten. Käme es zu einer Verbindung mit Herrn von Blaye, so heirathete dieser in dem vollen Bewußtseyn, daß seine Gemahlin einen Andern liebe. Auch gegen den Baron er-

wähnte ich Eurer und wenn ich mich recht entsinne, stutzte er ein wenig, als ich Euch meinen theuern, intimsten Freund nannte. Aber es schien ihn nicht zu verdrießen, de Cerons, auch glaub' ich wirklich nicht, daß er es nicht gut mit Euch meint, obwohl er übelgelaunt und mürrisch ist und gänzlich beherrscht wird von dem abscheulichsten aller Weiber, seiner gegenwärtigen Frau."

„War Herr von Blaye da?" fragte ich etwas scharf.

„Allerdings," erwiederte der Prinz, „und entschiedener auftretend als Herr von Blancford, schien er sich in der Rolle des künftigen Gemahls Eurer Luise zu gefallen."

Ich fuhr auf mit einem Ausrufe, einer Drohung, die zu wiederholen ich mich schäme.

„Husch, husch," rief der Prinz mit verweisendem Lächeln, „nehmt Euch zusammen, lieber Freund. Sein Benehmen bringt ihm mehr Schaden als Nutzen, wenigstens bei dem Baron. Ich hörte nämlich Letzteren über diesen Punkt ausfragen, er wandte sich auf dem Absatz herum und erwiederte: „Herr von Blaye ist etwas sanguinischer Natur!" Inzwischen vergaß ich Eurer nicht, de Cerons, ich erzählte Alles meinem Vater, der natürlich ein kompetenteres Urtheil hat als ich. Zwar weiß ich nicht, was er that, aber ich kenne wenigstens das Resultat und das ist, daß Herr von Blaye zu einem hohen Posten ernannt ward, um den er sich ein Jahr zuvor bewarb, der ihn aber mit unserer militärischen Botschaft an den Hof des Sultans führt. Sicher geschah es in der Absicht, ihn für einige Zeit vom Schau-

platz zu entfernen und Euch eine hübsche Gelegenheit an die Hand zu geben —"

„Aber wie, theuerster Prinz," sagte ich, „kann ich die hübsche Gelegenheit benützen, wenn ich hier als Gefangener zurückgehalten bin, unfähig, mich emporzuschwingen, mich auszuzeichnen?"

„Das sollt Ihr hören, de Cerons," erwiederte er, „Mein Vater ist nicht der Mann, in solchen Fällen irgend Etwas zu vergessen. Er ermächtigte mich, Euch die Freiheit anzubieten ohne alles Lösegeld, unter einer einzigen Bedingung. Diese ist, daß Ihr Euch zu dem Prinzen von Oranien begebt oder zu Prinz Ludwig, die gegenwärtig Krieg führen in den Niederlanden, indem mein Vater es über sich nimmt, Euch einen hohen Posten in ihrer Armee zu verschaffen. Auf diese Weise seyd Ihr im Stande, Euch in der protestantischen Sache auszuzeichnen, ohne daß Ihr die Waffen tragt gegen Euer Vaterland. Ihr seyd nicht weiter entfernt von Fräulein von Blancford, ja nicht einmal so fern, als wenn Ihr Theil nehmt an den traurigen Fehden in Poitou oder Guyenne. Ihr seyd nicht in Opposition mit Eurem Könige, vielmehr dient Ihr ihm, denn es ist sein Wunsch, dem Prinzen von Oranien einige Unterstützung zufließen zu lassen. Mein Vater verlangt einzig von Euch, daß Ihr in den Niederlanden bleibt bis zu Herstellung der Ruhe im Innern Frankreichs, was, wie wir hoffen, bald der Fall seyn wird. Außerdem aber gestattet er Euch alsbaldige Heimkehr ohne alle Einschränkung, sobald man weiß,

daß Herr von Blaye auf der Rückreise aus dem Osten begriffen ist.“

„Euer Vater, gnädiger Herr,“ war meine Antwort, „ist äußerst edel, großmüthig und weise und da er allen meinen Wünschen zuvorgekommen, benimmt er mir auch die Möglichkeit, ein solches Anerbieten auszuschlagen, vielmehr bin ich ihm auf immer zu innigstem Danke verpflichtet.“

„Ich sagte ihm dieß voraus,“ versetzte der Prinz; „aber ach! de Cerons, ein unerwartetes Ereigniß setzt sich wahrscheinlich unsern Verabredungen entgegen. Die Gesandtschaft sollte in zehn Tagen abgehen und Alles war dazu bereit. Herr von Blaye, obwohl über seine Ernennung ein wenig betroffen, konnte sie natürlich nicht ablehnen. Ich wollte noch eine Woche in Blois verweilen und dann mit Euch über das Ganze Abrede nehmen, als ich unvermuthet eines Abends bei der Heimkehr dreien weiblichen Wesen begegnete, von denen die Vornehmere — die beiden Andern gehörten augenscheinlich zur dienenden Klasse — mich zu sprechen wünschte, ohne sich zu demaskiren. Ich hatte einige Leute bei mir, und da es ganz in der Nähe meines Hotels war, ließ ich sie in das Stübchen des Portier führen und fragte nach ihrem Begehren. Als wir uns allein sahen, nahm sie die Maske ab und nun erblickte ich das Gesicht des Judenmädchens, der Tochter Salomo Ahars, die ich vordem zu Jarnac mit Euch sprechen gesehen. Sie sagte mir, ihr Anliegen betreffe Euch und sie schien wirklich Eure ganze Geschichte, jedes Geheimniß Eures Herzens zu kennen. Doch zu ihren Mittheilungen: diese waren, daß sich Herr

von Blaye unmittelbar zum Könige begeben und einen Aufschub von sechs Wochen ausgewirkt habe, in der erklärten Absicht seine Heirath vor seiner Abreise zu Stande zu bringen. Zwar habe der Baron sein unbedingtes Jawort noch nicht gegeben, sondern es von der Neigung seiner Tochter abhängig gemacht, dagegen habe die Baronesse bestimmte Zusicherung ertheilt, daß der Baron und sie den Heirathsantrag wenigstens unterzeichnen würden, falls ihre Tochter die Rückkehr des Herrn von Blaye abzuwarten vorzöge. Sollten sie ihn wirklich unterzeichnen," fuhr d'Auvergne fort, „so habt Ihr Luisen auf immer verloren, denn ihr Vater hat sich dann der Gewalt begeben, über ihre Hand anders zu verfügen, oder seine Einwilligung zurückzunehmen. Die Jüdin drückte ihre Theilnahme für Euch sehr energisch aus, sie erlaubte sich einige wilde Exclamationen und versprach, den Handel rückgängig zn machen, wenn ich nur ihrem Vater und seinen Associé's die Erlaubniß zur Abreise auswirke. Seit mehreren Wochen werden sie nämlich bei Hofe zurückgehalten wegen einiger Anlehen, die gemacht werden sollen. Dieß war leicht zu bewirken, da die Angelegenheit ihrem Abschluß nahe ist und als ich in dieser Beziehung Alles im Reinen sah, eilte ich mit meines Vaters Einwilligung hieher, um mit Euch Rücksprache zu nehmen."

„Ihr seyd wirklich äußerst gütig," erwiederte ich. „Wie könnt' ich Euch je würdig danken, d'Auvergne? Aber ach! ich fürchte, daß ich zu Elend und Verzweiflung verurtheilt bin!"

„Nicht so, gewiß nicht," versetzte der Prinz. „Auf

dem Wege hieher dachte ich reiflich über die Sache nach. Wir dürfen nicht vergessen, daß Ihr als naher Vetter des Fräuleins das Recht habt, Euch der Unterzeichnung des Vertrags zu widersetzen, falls Ihr es für ersprießlich haltet. Vor allen Dingen müßt Ihr Euch Gewißheit verschaffen, daß das Fräulein keinen Ueberredungskünsten, keinerlei Einschüchterungsmitteln nachgibt. Dabei aber müßt Ihr der Sache ihren natürlichen Lauf lassen, bis der Baron im Begriffe ist den Kontrakt zu unterzeichnen. In diesem Augenblick kündigt Ihr ihm unter Beobachtung der legalen Form — wir können diese unschwer erfahren — Euren Einspruch an, der nun natürlich vor die Gerichtshöfe kommt. Endlich bewirkt Ihr dadurch nichts weiter als einen Verzug, denn Eure Einschreitung gegen den väterlichen Willen kann natürlich von keinem Erfolg seyn, ja Ihr mögt sogar in eine kleine Geldbuße verurtheilt werden. Aber lange zuvor befindet sich der junge Libertiner, diesen Namen verdient er, in Constantinopel und Eure Sache ist gewonnen."

Ich verfiel in tiefes Nachdenken und in den heftigsten Seelenschmerz. Ich sah meine schönsten Hoffnungen zu Grabe gehen, fühlte in diesem Augenblicke inniger als je wie tief, wie wahr, wie glühend ich Luisen liebte. Ja noch mehr, nun erst ward mir klar, wie vollkommen, wie gänzlich sich ihr Bild, mir unbewußt, mit allen meinen Träumen, meinen Planen verflochten, wie der Gedanke sie zu besitzen jedes meiner Motive zu energischem, strebsamem, kräftigem Handeln durchdrungen hatte. Wohl fühlt' ich in diesem Augenblicke, daß ich in ihr den ganzen Haltpunkt mei-

nes Lebens verlor, den moralischen Beweggrund zu kräftiger Ausdauer auf der betretenen Bahn. Es gab keinen so wilden, verwegenen, abenteuerlichen Entschluß, den ich in diesem Augenblick nicht gefaßt hätte, um Intriguen zu vereiteln, die nichts als Luisens Unglück und mein eigenes bewirken konnten. Kein Schritt mochte so gefährlich seyn und hätte er selbst am unstäten Rande des offenen Grabs hingeführt, den ich nicht gewagt haben würde, Luisen zur Meinigen zu machen. Und doch konnte ich bei all meinem Brüten mich des Gedankens, der Ueberzeugung nicht entschlagen, daß der Plan des Prinzen wahrscheinlich scheitern werde an irgend einem durchgreifenden Schritte des Barons.

„Bei Vielen," sagte ich endlich, „möchte es zu einem glücklichen Ziele führen, aber ich kenne den entschiedenen, leidenschaftlichen Charakter des Barons; verlaßt Euch darauf, er findet ein Mittel unsern wohlangelegten Plan zu vereiteln, wenn nur immer ein solches vorhanden seyn mag."

„Ich sehe keines," erwiederte der Prinz, „falls wir uns vollkommene Gewißheit verschaffen können, daß die Unterzeichnung des Vertrags bis zum letzten Augenblick verschoben wird. Jedenfalls, de Cerons, kommt die ganze Gesellschaft alsobald nach Paris. Der Jude und die übrigen Kaufleute werden morgen früh dort eintreffen und Euer Vetter mit seiner Familie einen Tag später. Mehrfache Hindernisse, daran ist nicht zu zweifeln, mögen diesen Herrn von Blaye ein paar Tage länger in Blois zurückhalten und derweil wollen wir von unserer Seite das Beste thun. Jedenfalls gewinnen wir nähere Mittheilungen und

ich möcht' Euch vorschlagen, übermorgen mit mir ihnen entgegenzureiten. Wir führen sie auf Euer Schloß Les Bois unter dem Vorwande einer kleinen Herzstärkung und Erholung vor ihrem Einzuge in Paris."

Ich lächelte bei dem Gedanken und entgegnete: „ich fürchte, vortrefflichster Freund, Ihr könnt den Baron nie vermögen zur Annahme unserer Einladung, geschweige dem Geber Dank dafür zu wissen."

„Pah, de Cerons," versetzte dieser, „Ihr seyd zwar älter als ich an Jahren, aber ein groß Theil jünger an Welterfahrung. Der Baron schätzte Euch gering und thut es vielleicht noch, weil er Euch für arm hielt oder hält. Er sah in Euch das Geschöpf seiner Milde, nun findet er Euch plötzlich als das Werk Eures eigenen Schwerts, berühmt in Waffen, unabhängig durch Euer Vermögen und weder von ihm noch von Andern Unterstützung suchend. Verlaßt Euch darauf, seine Ansicht ist nun eine ganz andere. Die Anordnung des kleinen Mahls überlaßt Ihr mir; Ihr dagegen legt den groben, etwas nachläßigen Anzug ab, den Ihr in Eurer Verzweiflung bisher beibehalten, macht Euch den Bart zurecht, kleidet Euch in Euren besten Brocat und schaut so heiter und muthig drein, als giengs in den Turnierhof."

Wir brauchen bei all den kleinen Zwischenfällen nur kurz zu verweilen. Kaum sahen sich Martin Bern und sein Neffe wieder in den Mauern von Paris, so eilten sie in Gesellschaft Miriams, die sie alle zu beherrschen schien, nach Champigny. Die beiden Kaufleute hatten die Anwesen-

heit des Prinzen nicht vermuthet und ich sah, daß sein hoher Rang und seine Verbindung mit dem königlichen Blute sie etwas verlegen machte. Der Prinz dagegen benahm sich herablassender als ich erwartet hatte, er behandelte sie gütig und ohne Hochmuth, obwohl mit Würde. Inzwischen ließ er mich bald mit ihnen allein und wenig Worte genügten, mich zu überzeugen, daß Beide, der ältere und der jüngere Bern, mein Verhältniß zu Luisen kannten. Sie mochten es theilweise errathen haben aus meinem und Luisens Benehmen und was ihnen hier noch dunkel geblieben, hatte durch die Mittheilungen der jungen Jüdin seine vollkommene Aufklärung gefunden. Jedenfalls schenkten sie meinem Schicksal die freundlichste Theilnahme. Miriam ihrerseits benahm sich so excentrisch, daß es fast an Tollheit gränzte. Sie sagte, so habe sie es gerade gewünscht, alle ihre Wünsche hätten sich erfüllt oder würden sich erfüllen, und dabei schien sie so glücklich, so aufgeregt, als ich umgekehrt bekümmert und niedergedrückt war. Ihr Benehmen war mir etwas zur Last und nachdem wir uns noch über das Geld besprochen, das ich in Martin Berns Händen zu lassen beschloß, sah ich sie abgehen ohne den Wunsch, sie länger zurückzubehalten.

Der folgende Morgen sah uns, den Prinzen und mich, die Straße nach Blois einschlagen. Ein glänzendes Gefolge, an die zwanzig Personen, begleiteten uns und von uns Beiden war wenigstens Einer, der Prinz, auf eine Weise gekleidet, die auf der Höhe des damaligen Geschmacks stand. Es war ein schöner Herbstmorgen, wir mochten etwa acht Mei-

len zurückgelegt haben, als wir eine bedeutende Truppe langsam gegen uns heranziehen sahen. Bald ergab es sich, wie wir erwartet hatten, daß es Baron Blancford mit den Seinigen war.

Rasch ritten wir auf sie zu, und der Baron hielt es beim Heransprengen eines solchen Haufens in Betracht der gefährlichen Zeiten für passend Halt zu machen. Sein Erstaunen, als er mich und den Prinzen erkannte, werde ich nie vergessen. Auch brauche ich hinsichtlich seiner von diesem Zusammentreffen kaum mehr zu sagen, als daß sich des Prinzen Ansicht von seinem Charakter bestätigte, indem seit ich seiner Unterstützung nicht mehr bedurfte, ich in seiner Achtung wunderbar gestiegen war. Die Einladung nach Les Bois wurde angenommen, aber es bedurfte der Beredsamkeit des Prinzen unter vier Augen, um dem Baron die Ueberzeugung beizubringen, daß ich wirklich der Eigner dieses Landguts sey. Die Baronesse machte gleichfalls große Augen, ich bemühte mich ihr die ganze Zeit über möglichst viel Artigkeit und Aufmerksamkeit zu erweisen. Aber freilich waren noch einige andere Wesen zugegen, die ein tieferes Interesse in Anspruch nahmen. Luise empfieng mich mit Blicken der tiefsten, innigsten Liebe, die plötzliche Ueberraschung schien ihr alle Stärke, aber keine Zärtlichkeit geraubt zu haben. Ihre Brüder, die ich schon lange nimmer gesehen, hiengen sich an mich mit einer Innigkeit, die zur Genüge kund gab, daß sie seit unserer Trennung keinen zweiten Gegenstand für ihre Neigung gefunden.

Im Verlaufe des Tages hatte ich mehr als einmal Ge-

legenheit mit Luisen allein zu sprechen. Ich gab ihr in wenig Worten Bericht von unsern Planen und Absichten. Sie antwortete in den liebevollsten Ausdrücken, die ich nie vergessen werde, mit der feierlichen Versicherung, daß keine Gewalt auf Erden sie je vermögen könne, ihre Einwilligung zu geben zu der Verbindung mit Herrn von Blaye. Kurz der Tag verging so heiter, als es unter solchen Umständen möglich war, und während der folgenden drei Wochen schien sich Alles zu Begünstigung des Plans des Prinzen anzulassen.

Es fügte sich glücklicher Weise, daß ich dem Herrn von Blaye im Verlaufe dieser Zeit nie begegnete. Unser Zusammentreffen hätte nur Ein Resultat haben können, das für mich sehr traurig ausgefallen seyn würde. Man darf nämlich nicht vergessen, daß ich Protestant, er Katholik war, Umstände, unter denen ich als Sieger im Duell nur den Tod erwarten konnte! Meine Besuche im Hotel des Herrn von Blancford fielen gewöhnlich kurz aus, denn ich entdeckte bald, daß wenn ich Luise nicht bei meiner Ankunft traf, Maßregeln genommen wurden, ihr Erscheinen während meiner Anwesenheit zu verhindern. Uebrigens war der Baron die Herablassung selber; er rühmte sich stolz auf seinen Vetter zu seyn. Von ihrer Seite erwies sich die Baronesse zärtlicher und zuvorkommender, als nöthig war.

Endlich kam die verhängnißvolle Stunde, die diesem Zustande ein Ende machen sollte. Am Vorabend des Tags, der Herrn von Blayes Aufenthalt in Paris zu beschließen bestimmt war, erhielt ich von dem Baron die höfliche Ein-

ladung, der Unterzeichnung des Heirathsvertrags meiner Base Luise mit Herrn von Blaye als Zeuge anwohnen zu wollen. Wir hatten bereits einen Notar beauftragt, meinen Widerspruch gegen die Unterzeichnung des Barons aus dem Grunde der Verwandtschaft, wegen deren ich hätte zu Rath gezogen werden sollen, und wegen älterer Ansprüche auf die Hand des Fräuleins in rechtsgültiger Form aufzusetzen. Das Billet bat um die Ehre der gleichzeitigen Anwesenheit meines Freundes, des Prinzen von Auvergne, und dieser rief als er las: „O gewiß, de Cerons! ganz gewiß will ich dabei seyn. Und nicht allein das, wir wollen auch eine genügende Schaar Anhänger mitbringen, um uns gegen alle Chancen zu sichern. Gleicherweise nehmen wir unsern Notar mit, daß er Eure Einsprache zu Protokoll nehmen kann."

Mit all Diesem im Reinen machten wir uns auf den Weg und erreichten das Haus zur bestimmten Stunde. Es wunderte mich nicht wenig, als ich auf der Treppe dem guten Martin Bern begegnete, gefolgt von einem Knaben mit einigen Paketen und einem andern Manne, der nicht so schwer beladen war.

Beim Eintritt in den großen Saal fanden wir den Baron mit Herrn von Blaye, der Baronesse und einigen männlichen und weiblichen Verwandten der Letztern. Auch Luise war da, die vollen Thränen in den Augen und ein Paar Notare und Rechtsgelehrte. Herr von Blaye streckte mir alsbald die Hand entgegen, als wären wir die besten

Freunde, aber ich blieb mit einer steifen Verbeugung stehen und er wich mit finsterer Miene zurück.

Der Baron schien zwar etwas verlegen, nahm sich aber in Gegenwart des Prinzen möglichst zusammen. Er bewillkommte den hohen Gast aufs Höflichste, wenn auch nicht so frei und ungezwungen als gewöhnlich. Unserem Begleiter, dem Notar, wurden ein Paar argwöhnische Blicke zu Theil, wofür ihn die anwesenden Amtsbrüder entschädigten. Denn diese erwiesen ihm, als einem der Ausgezeichnetsten seines Standes, weit mehr Aufmerksamkeit und Achtung, als wir Beide, d'Auvergne und ich, erwartet hatten oder wünschten. Süßigkeiten und ausgesuchte Weine wurden vor dem Beginn des Geschäfts herumgereicht. Letzteres eröffnete der Baron mit einer kleinen Vorrede zum Lobe des Herrn von Blaye, wobei sich die näheren Bekannten dieses Herrn kaum des Lachens enthalten konnten, und hieran reihte sich die Vorlesung des Contrakts.

Die Urkunde begann mit den einleitenden Worten, da eine in künftiger Zeit zu realisirende eheliche Verbindung beschlossen sey zwischen Herrn von Blaye und Fräulein von Blancford, so sey die Unterzeichnung des Vertrags durch den Baron von Blancford vor dem Abgange des genannten Herrn in fremde Lande für dienlich erachtet worden ꝛc. ꝛc. Es folgten die gewöhnlichen gegenseitigen Zusagen, dagegen war der ausdrücklichen Einwilligung der Braut mit keiner Sylbe gedacht, vielmehr dieser Punkt aufs Sorgfältigste vermieden. Auch war für ihre Religionsfreiheit keine Fürsorge getroffen. Uebrigens wurde sie zur Erbin der Besi-

tzungen Blancford und Cerons erklärt, falls ihre beiden Brüder ohne Leibeserben sterben sollten, und der Baron sicherte eine Mitgift zu, die mir, der ich seine Lebensart und in gewissem Maße seine Vermögensverhältnisse kannte, ganz enorm vorkommen mußte.

Nach Beendigung des Vorleseakts ergriff der Baron die Feder und ich sah, wie die arme Luise, die Hände zusammenschlagend, ihre Augen mit kummervollem, flehendem Blicke zu mir erhob.

In diesem Augenblick schritt unser Notar, der sich bisher mit den Andern unterhalten, vor und legte seine Hand auf die Stelle, wo der Baron seinen Namen hinschreiben wollte, mit den Worten:

„Verzeihung, Herr Baron von Blancford, ich denke, Herr von Cerons hat in dieser Beziehung ein Wörtchen mitzusprechen. Er wird eine kurze Erklärung verlesen, der Ihr Eure Aufmerksamkeit schenken wollt und Euch, meine Herren, rufe ich zu Zeugen dieses Akts.“

Nun überreichte er mir das Papier leise mir zuflüsternd: „Weder mehr noch weniger.“

Ich folgte seiner Weisung buchstäblich und las die Einwürfe, Punkt für Punkt ohne Unterbrechung ab. Der Aufsatz schloß mit der Erklärung, daß ich die angeführten Gründe und einige andere, nicht minder legale, gegen den bewußten Vertrag nach seinen Haupt- und Nebentheilen in aller Form Rechtens erweisen würde, zu dessen Urkund und Bekräftigung ich den Prinzen Dauphin von Auvergne als Bürgen und Sicherheitsleister aufstelle. Beim Ablesen legte ich unab-

sichtlich besondern Nachdruck auf die Worte „einige andere nicht minder legale Gründe.“ Es entging mir nicht, daß der Baron in demselben Augenblick erblaßte. Inzwischen faßte er sich bald wieder und herrschte dem Notar, welcher noch immer die Hand auf dem Papier hielt, zu: „Weg mit der Hand, Meister Jean! ich unterzeichne auf jede Gefahr.“

„Ganz nutzlos, Herr Baron,“ erwiederte einer der Rechtsmänner. „Nach dem feierlichen, in legaler Form erklärten Proteste gilt keine Eurer Handlungen, ehe und bevor nicht das Parlament rechtskräftig entschieden hat.“

„Ich will mir selbst Recht schaffen,“ rief Herr von Blaye, wüthend auf mich zugehend. „Wissen wir doch, daß ihr Rechtsmänner Eure Lust daran habt, die Angelegenheiten in den Sumpf Eurer Gerichtshöfe zu ziehen, an dessen Rande ihr Kröten sitzt und nach Belieben quäckt. Wir Edelleute kennen ein kürzeres Auskunftsmittel, und zu einem solchen fordere ich Euch auf, Herr von Cerons.. Zeit und Umstände erlauben keinen Aufschub, morgen gehe ich von Paris ab, der Rest dieses Tags gehört uns.“

„Ach! nein! nein!“ rief Luise, indem sie schutzflehend mit ausgestreckten Armen auf mich zueilte.

Doch ehe sie mich erreichte fiel sie ohnmächtig zu Boden. Ich wollte ihr beispringen, aber die Baronesse mit den andern Damen wußten es zu verhindern. Es erfolgte eine Scene der äußersten Verwirrung; die Herren, alle zugleich redend, Jeder seinen Rath gebend, drängten sich um de Blaye und mich, die wir uns Stirne gegen Stirne gegenüber standen. Der Baron schien getheilt zwischen uns

und seiner Tochter, ich sah daß er für Letztere nicht ohne Gefühl war, obgleich er sich alle Mühe gab, es zu verbergen.

Inmitten dieser babylonischen Verwirrung wußte sich die klare Stimme des Prinzen Gehör zu verschaffen. Er rief: „Mit Verlaub, meine Herren! ich habe ein Wort zu sagen, aber ein gewichtiges, das dem ganzen Handel zwischen meinem vortrefflichen Bekannten, Herrn von Blaye und meinem Freunde, Herrn von Cerons, ein Ende machen wird."

Wir Alle verstummten im Augenblicke mit einziger Ausnahme des Herrn von Blaye, welcher mehrmals in gebietendem Tone Schweigen gebot, damit der Prinz seinen Willen kund geben könne. Als endlich auch er mit einer Verbeugung sich beruhigte, begann d'Auvergne: „Was ich zu sagen habe, ist: Ihr, de Cerons, wollt die Güte haben zu bedenken, daß Ihr meines Vaters Gefangener seyd, daher Ihr von Niemand eine Ausforderung annehmen könnt. * Euch dagegen, Herr von Blaye, muß ich ersuchen die Ausforderung zurückzunehmen, da kein Mann von Ehre einem zur Annahme unfähigen Edelmann dergleichen bieten kann."

De Blaye, in augenblicklicher Aufregung und überdieß sehr herzhaft, tobte nicht wenig bei dieser Erklärung und erlaubte sich einige anzügliche Bemerkungen, als wären der Herzog und der Prinz um den Verlust des Lösegelds besorgt. Aber d'Auvergne entgegnete sehr kaltblütig: „Das fürchtet weder mein Vater noch ich, Herr von Blaye, vielmehr wollen wir einzig verhüten, daß nicht die katholische

* So gebot das damalige Kriegsrecht.

Armee einen ziemlich tüchtigen Soldaten und tapfern, jungen Edelmann in Eurer Person verliere; denn, wie uns Allen bekannt, würde Euch Herr von Cerons wie eine Ratte zusammenhauen. Kommt, de Cerons, ich bitte um Eure Begleitung."

Hatte der erste Theil der Rede Herrn von Blaye nicht wenig geschmeichelt, so daß er sich mit selbstsüchtigen Blicken beäugelte, so rief die unerfreuliche Schlußbemerkung die Röthe der Entrüstung des Ingrimms auf seine Wangen. Aber d'Auvergne nahm keine weitere Notiz davon, die Thatsache meiner Gefangenschaft ließ sich nun einmal nicht abläugnen, und mit einem Blick auf die arme Luise verließ ich das Zimmer. Martin Bern, den wir unter der Hausthüre fanden, flüsterte der Prinz im Vorbeigehen ein Paar Worte zu. Der Kaufmann verbeugte sich tief, wir saßen auf und ritten davon.

Zwanzigstes Kapitel.

Es war mir bei dem peinlichen Auftritt nicht entgangen, daß weder Herr La Tour noch die beiden lieben Knaben, die täglich mehr und mehr als ächte Ebenbilder ihrer edlen Mutter heranwuchsen, sich blicken ließen. Später erfuhr ich, daß es schon mehrmal nicht an dergleichen unangenehmen Scenen gefehlt habe, Luisens Einwilligung in die von ihr verabscheute Verbindung zu erzwingen. Ihrem Bruder waren darüber einige rasche Aeußerungen des Un-

willens entschlüpft, und auch La Tour hatte in einer mildern, obwohl nicht weniger entschiedenen Form Einsprache gethan. Folge davon waren, daß der Baron alle drei auf einige Zeit entfernte, und bei dem fatalen Ausgange der Hauptscene mochte er sich zu dieser Vorsicht recht herzlich Glück wünschen. Mir schickte er denselben Abend noch ein drohendes Billet zu, das aber dennoch darauf berechnet schien, eine umständliche Antwort hervorzurufen. Nach kurzem Bedenken zeigte ich es dem Prinzen, welcher mich gerade besuchte. Er las es aufmerksam und gab es mir zurück, indem er, über seine Jahre verständig, sagte:

„Behaltet es, de Cerons, und wenn Ihr meinem Rathe folgt, so antwortet Ihr nur im Allgemeinen und so kurz als möglich.“

Ich folgte und erwiederte auf all die hochtrabenden Fragen, wie ich es wagen könne gegen seine Verfügung über sein Kind und Eigenthum Einsprache zu thun, nichts weiter als daß ich auf eine Weise gehandelt hätte, die sich vor einem Gerichtshofe als rechtmäßig darstellen würde. Da mir aber sehr am Herzen lag, es mit dem Vater Deren, die ich mein nennen wollte, nicht zu verderben, ließ ich es an Versicherungen meiner Anhänglichkeit, meiner Ergebenheit nicht fehlen.

d'Auvergne billigte mein Schreiben. Beim Zurückgeben nahm er mich vertraulich am Arme und sagte: „Nun aber, de Cerons, an die Ausführung unseres Vertrags! Ihr müßt, nachdem die Sache so weit gediehen, augenblicklich unter den festgesetzten Bedingungen in die Niederlande

abgehen. Eurer eigenen Sicherheit wegen müßt Ihr es, denn Euer Aufenthalt in Paris würde für Euch als bekannten, ausgezeichneten Hugenotten sehr gefährlich seyn. Aber auch um unserwillen müßt Ihr es thun. Mein Vater und ich wünschen gewiß das Gelingen Eurer Bewerbung, aber bedenkt: man darf uns nicht darum ansehen, als maßten wir uns ein unzeziemendes Uebergewicht über de Blaye oder Herrn von Blancford an. Unsere Bemühung muß sich auf Sicherung der Möglichkeit des Erfolgs beschränken, und sobald wir von der Abreise de Blayes bestimmte Gewißheit haben, müßt Ihr Ehre und Ruhm zu gewinnen suchen mit der schönen Aussicht auf den Besitz der Geliebten."

Ich hielt mich ihm durch meine Ehre zu pünktlichem Gehorsam verpflichtet und bat nur noch um Einen Tag Verzug, um meine Vorbereitungen zur Reise treffen, und mich von der Abreise des Herrn von Blaye überzeugen zu können. In dieser Zeit hatte ich noch viel zu besorgen. Ich schrieb an den Admiral von Coligny, benachrichtigte ihn von den mir auferlegten Bedingungen mit der Bitte, was er von meiner Baarschaft noch in Händen hätte, bei Gelegenheit an Meister Vern zu übersenden. Auch Moric Endem hatte ich zu schreiben; ich übergab ihm das Kommando meiner Truppen im Dienste der protestantischen Prinzen. Außerdem mußte ich mich für die Reise und den Dienst vollständig equipiren, da meine gegenwärtige Ausrüstung sehr unvollständig war. Außer meinen bisherigen Begleitern konnte ich kaum auf weitere Mannschaft rechnen, da nur

Wenige in Paris geneigt waren sich der armen, verfolgten Sekte anzuschließen.

Am folgenden Morgen ritt ich nach Paris, geradenwegs auf Martin Berns Haus zu. Hier wies man mich jedoch in die Wohnung Levi Judis, des großen Goldschmieds. Ich fand daselbst einen Haufen Bekannter in einem kleinen, finstern Gemache in ernsthafter Unterredung begriffen. Es waren die beiden christlichen Kaufleute; Salomo Ahar und seine Tochter Miriam; außerdem Levi, der getaufte Jude, welcher bei meinem Eintritt das Wort führte, aber augenblicklich verstummte. Sie waren augenscheinlich über irgend ein Begebniß erfreut, welches, wie ich später hörte, der glückliche Erfolg meiner Opposition gegen den jungen Herrn von Blaye war. Hier erfuhr ich denn auch, daß dieser Herr diesen Morgen mit Tagesanbruch hatte abreisen müssen, weil ihm von Blois ein scharfer Verweis wegen seines allzulangen Zögerns zugekommen war.

Miriams Freude überstieg alle Grenzen, und ein Schatte von Unbehagen im Benehmen des jüngern Martin Bern beim Anblick der unzweifelhaften Theilnahme des Mädchens brachte mich hier zum Erstenmal auf eine Vermuthung über den Zustand ihrer beiderseitigen Herzen, einen Zustand der ihnen vielleicht selbst noch unbekannt war.

Nach kurzer Unterhaltung über das Hauptthema meines Herzens nahm ich den guten Kaufmann bei Seite. Ich setzte ihn von meiner nächsten Bestimmung in Kenntniß mit der Bitte, mir noch vor Abend für die nöthige Equipirung und zwar zu dem billigsten Preise zu sorgen. Nach Abzug

der darauf gehenden Kosten wolle ich den Rest der Baarschaft in seinen Händen lassen, da ich auf die Reise genügend versehen sey. Auch bat ich ihn, falls er Gelegenheit hätte Luisen allein zu sprechen, ihr zu sagen, daß ich sie immer lieben und von der Bewerbung um ihre Hand nie abstehen würde.

Er besann sich ein wenig, notirte sich meine Aufträge in seine Schreibtafel und erwiederte in seinem trockenen Geschäftstone: „All dieß soll wo möglich geschehen, gnädiger Herr, und ich will Euch heute Abend in Champigny aufwarten. Aber ich hätte eine Bitte, die Euch von einem armen Kaufmann etwas seltsam vorkommen mag. Sie besteht darin, daß falls Ihr je wieder durch diesen Handel Eures edlen Vetters mit Herrn von Blaye in Bedrängniß kommt, Ihr einem von uns schleunige, bestimmte Nachricht ertheilt. Obwohl schlichte Bürger, haben wir doch bei manchen Familien ein Wörtchen mitzusprechen, und wäre gestern Euer Widerspruch nicht von Erfolg gewesen, wer weiß ob Martin Bern umsonst auf der Treppe gestanden hätte?“

Ich drang auf nähere Erklärung, aber er wich aus und mit dem Versprechen, seine Theilnahme an meinem Schicksal durch das vollste Vertrauen von meiner Seite zu erwiedern, nahm ich Abschied und kehrte nach Champigny zurück. Den Prinzen fand ich daselbst mit Schreiben beschäftigt, mehrere mit verschiedenen Siegeln versehene Briefe vor ihm auf dem Tische. Nachdem er den seinigen zu Stande gebracht, händigte er mir sie alle ein.

„Es sind Briefe,“ sagte er, „von meinem Vater und einigen Ministern des Königs an verschiedene Prinzen und Edle in den Niederlanden und an der rheinischen Grenze Deutschlands. Zwei davon gehören dem Prinzen von Oranien. Sie werden Euch sonder Zweifel die beste Aufnahme sichern, und Ihr selbst werdet dann schon dafür sorgen den Flug zu Höhen zu nehmen. Der Meinige ist an den Grafen von Berg, dem ich einige Gefälligkeiten erwiesen, und dieser hier im höchsten Nothfall an den Herzog von Alba. Ich sage im höchsten Nothfall, das heißt, Ihr bedient Euch seiner nur falls Albas Verfahren Euer Leben in Gefahr setzt. Zwar ist er ein hochherziger, tapferer Mann, aber das Wasser von Toledo, das den Stahl in so hohem Grade härtet, ist auch auf sein Herz nicht ohne Einfluß geblieben. Beim Anblick des Briefs wird er Euch gewiß in Freiheit setzen, wie er zu thun verpflichtet ist. Kann ich Euch in künftiger Zeit irgend einen Dienst erweisen, auf irgend eine Weise gefällig seyn, so wendet Euch an mich, de Cerons, wie an einen Bruder, und verlaßt Euch darauf, ich geb' Euch im Augenblick Nachricht, und wäret Ihr auch am andern Ende der Welt, sobald das Geringste von der Rückkehr Eures Nebenbuhlers verlautet.“

Ich dankte ihm, wie man sich denken kann, und die Unterhaltung ging nun auf tausend andere Gegenstände über, bei denen überall seine Herzensgüte, sein gesundes Urtheil hervorleuchtete, so daß ich ihn nur um so mehr bewundern und lieben mußte.

Nachts gegen zehn kam Martin Bern mit seinen schwer-

beladenen Pferden. Er brachte Alles, was ich bedurfte, aber ein kleines Billet hatte für mich höhern Werth als alles Uebrige. Es war von Luisen, zwar sehr kurz, aber o wie angenehm für mich zu lesen:

„Theurer Heinrich! tausend Dank, tausend und aber tausend Segen auf Dein Haupt, daß Du mich vom Wahnsinn rettetest. Ich befinde mich nun besser, befinde mich wohl. Sie kennen nun Deine Liebe zu mir, kennen die meinige für Dich, und sollen sehen, daß wir ausharren. Das Schlimmste ist vorüber. Mich können sie nicht wankend machen. Auf immer die Deine!

Luise.“

Aber noch angenehmer war mir Martin Berns Erzählung. Er hatte Luisen gesehen, ja lange mit ihr gesprochen auf ihrem Zimmer. Den Tag zuvor war sie so leidend gewesen, daß die Besorgnisse des Barons rege wurden, und zu einiger Vergütung hatte er Juwelen, reiche Gewänder für sie kommen lassen. Wie wenig kannte er die edle Natur seines Kindes! Bei Luisen hätte Ein Wort der Güte mehr vermocht als alle Juwelen der Erde.

Unsere Unterhaltung ging endlich auf andere Punkte über, und der gute Kaufmann stellte mir die langverschobene Verschreibung über die bezogene Summe aus. Ueberdieß gab er mir erforderliche Anweisung, wie ich im Fall der Noth in einer der großen Städte auf meinem Wege mir Geld verschaffen könnte. Ich war nun vollständig equipirt und begann den andern Morgen mit Tagesanbruch meine Reise mit dem Vorsatze, vorerst den Prinzen von Oranien

aufzusuchen. Die wohlwollende Gesinnung des Prinzen Dauphin äußerte sich bis zum letzten Augenblick. Er war zur Zeit meiner Abreise bereits auf, kam in den Hof herab und nahm, ehe ich aufsaß, durch die brüderlichste Umarmung von mir Abschied.

Ich fand den Prinzen von Oranien aufs Mühsamste beschäftigt, eine genügende Armee auf der deutschen Rheinseite zur Unterstützung der insurgirten Protestanten in den Niederlanden zusammen zu bringen. Da er und sein Bruder, Graf Ludwig, mit unsern Truppen in Frankreich in vielfachem Verkehr standen, so war ihm mein Name nicht unbekannt. Er nahm mich gütig und mit Freuden auf, aber eine gewisse kalte, argwöhnische Zurückhaltung, die allerdings sehr nothwendig seyn mochte, war fast geeignet die Anhänglichkeit an ihn im ersten Keime zu ersticken. Ohne seine bereits bekannte Weisheit, Kriegserfahrung, Tapferkeit, Entschlossenheit wäre man versucht gewesen zu behaupten, daß er gerade unter allen Sterblichen am Wenigsten zu Behauptung des Charakters eines Volksführers passe.

Inzwischen offenbart sich der große Unterschied zwischen dem bloßen launischen Ausbruch der Volksunzufriedenheit und dem entschlossenen Widerstande gegen unleidliche Unterdrückung nirgends schlagender als bei der Wahl der Führer. Jener genügt der heftige, ungestüme, zungenfertige Demagog, dieser muß sich nach dem ruhigen, kalten, geisteskräftigen Staatsmann umsehen.

Der Prinz von Oranien gab mir ein ansehnliches Commando, aber es dauerte lange bis er mir sein Ver-

trauen schenkte. Ich nahm häufig wahr, daß er im Gespräch über selbst unbedeutende Gegenstände jedes meiner Worte, jeden Blick, jede Bewegung belauschte. So aber that er auch bei Andern, denn so lange er seinen Mann nicht gänzlich durchschaut, traute er nicht, ja selbst dann wann er damit im Reinen war, traute er niemals ganz.

Der erste Beweis seines steigenden Vertrauens zu mir war mehr diplomatischer als kriegerischer Natur. Seine Bewegungen waren durch tausend ungünstige Zufälle verzögert worden, und nun schickte er mich nach Holland, um mit Sonnoy Rücksprache zu nehmen und den Muth der holländischen Unzufriedenen möglichst aufrecht zu erhalten. Von Holland hatte ich die Runde zu machen durch Utrecht, Geldern und Friesland, und meine Bemühungen fielen im Ganzen über Erwarten glücklich aus. Bei meiner Rückkehr fand ich den Prinzen sehr vergnügt darüber, und als ich ihm über Einiges Bericht erstattete verzog sich seine Lippe zu einem stillen Lächeln, worüber ich plötzlich inne hielt.

„Ihr wünscht die Ursache meiner Heiterkeit zu erfahren, Herr von Cerons,“ sagte er; „da habt Ihr sie. Es ist keine andere, als weil Ihr meiner Erwartung vollkommen entsprochen und mehr geleistet habt, als dem abgefeimtesten Diplomaten gelungen wäre. Schon oft hab' ich bemerkt, daß bei schleunigen Negotiationen ein klarer, wenn auch in der Intrigue nicht bewanderter Mann mit einer ganzen Schaar alter Politiker fertig wird. Hätten sie Zeit seinem wahren Charakter auf die Spur zu kommen, möchte das Resultat anders ausfallen, so aber schreiben sie der Erfah-

rung zu, was das Product der Intelligenz ist, und mühen sich ab Motive zu entdecken, die wahren, die er ihnen vorlegt, übersehend. Jedenfalls," fuhr er fort, „habe ich gute Nachrichten für Euch, Nachrichten die Euch als Protestanten und Franzmann gleicherweise willkommen seyn werden. In Frankreich ist der Friede geschlossen, und es bestätigen sich damit die geheimen Zusicherungen von Unterstützung, die Ihr mir von Seite Königs Karl überbracht habt, und denen ich bisher kein Zutrauen schenken konnte."

Er ließ sich nun in eine umständliche Erzählung der neuesten Ereignisse in Frankreich ein, Ereignisse von denen mir nur unzusammenhängende, vage Berichte auf meiner Reise zu Ohren gekommen waren.

Die heitere Physiognomie der öffentlichen Angelegenheiten täuschte uns alle. Die militärischen Rüstungen der niederländischen Protestanten hatten reißend schnellen Fortgang, Stadt um Stadt erhob sich gegen die Tyrannei des Herzogs von Alba. Wo Führer, Hülfstruppen nöthig waren, wurden sie aufs Schleunigste aus dem Lager des Prinzen entsendet, und mein kriegerisches Leben begann zum zweitenmal.

Ich kann mir aber die Mühe ersparen länger dabei zu verweilen. Die allgemeinen Ereignisse jener Zeiten sind in Geschichtsbüchern verzeichnet, und meine persönliche Laufbahn bot nichts als die gewöhnlichen Begegnisse im Leben eines Soldaten, der, herzhaft von Natur, jeden Beweggrund zum Wagen und Handeln hat. Ich war nicht weniger thätig oder brav als andere, und vor Andern der Günstling

Fortunas. Ehren und Belohnungen floßen mir von allen Seiten zu, täglich erhielt ich erfreuliche Nachrichten aus Frankreich, die Protestanten wurden nicht nur sehr großmüthig, sondern mit ganz besonderer Vorliebe behandelt, der Admiral beherrschte den Hof und ein vollständiges französisches Kriegsheer sollte, so war zugesagt, mit dem Prinzen von Oranien gemeinschaftliche Sache machen. Die Angelegenheit gedieh auch wirklich so weit, daß ich durch denselben Kurier dreierlei äußerst gewichtige Depeschen bekam. Nach der einen sollte Graf Ludwig eine Correspondenz mit den flandrischen Protestanten unterhalten, nach der zweiten hatte er Mons in seine Gewalt bekommen, und durch die dritte erhielt ich unter der Hand Commission vom Könige von Frankreich zu Errichtung eines Regiments protestantischer Soldaten im Dienste der flamändischen Insurgenten.

Dieß geschah in der Mitte des Frühlings von 1572. Als ich die Commission dem Prinzen vorwies, rief er:

„Täuscht uns der Mann, de Cerons, so vergißt er wenigstens kein Mittel, die Augen Aller zu blenden. Jedenfalls aber müssen wir unsern Vortheil bestens nutzen, mag er uns in arglistiger Absicht geboten seyn oder nicht. Könnt Ihr Euch entschließen de Cerons, zu einer sehr gefährlichen Reise nach Mons? Ihr hättet meinem Bruder daselbst die Nachricht zu bringen, daß er sich einer Belagerung von Seite des Herzogs von Alba gewärtigen dürfe, daß ich aber eben so gewiß ohne allen Zeitverlust zum Entsatz herbeieilen werde. Von dort solltet Ihr Euch ohne Verzug nach

Frankreich begeben und das uns bestimmte Regiment formiren."

Man kann sich denken, daß ich keinen Augenblick zauderte, und so setzte ich mich mit einer Schaar, die bereits auf zwanzig Mann angewachsen war, nach Mons in Bewegung. Ich traf daselbst kurz vor Anfang der Belagerung ein und ward von dem tapfern, unternehmenden Prinzen von Nassau aufs Freundlichste empfangen. An demselben Tage noch zeigte er mir die Festungswerke und behielt mich Abends bei der Tafel. Es ließ sich nicht verkennen, daß er meiner Ankunft mehr als gebührende Bedeutung zu geben suchte, um dadurch den Muth der Garnison und Bürgerschaft aufrecht zu erhalten.

Nach der Tafel ward ich unter Fackelschein und in Begleitung eines Offiziers des Prinzen in mein Quartier geführt. Auf unserem Wege die Straße entlang begegneten wir einem kleinen Trupp Soldaten, welche stehen bleibend uns nachsahen. Im nächsten Augenblick hörte ich laut meinen Namen nennen, ein junger Offizier sprang uns nach und umarmte mich leidenschaftlich. Wie groß war mein Erstaunen, als ich in ihm meinen jungen Vetter Karl erkannte. Er begleitete mich in meine Wohnung und dort erfuhr ich, daß Beide, er und sein Bruder Albert, unfähig die Tyrannei der Stiefmutter länger zu ertragen und das tägliche Elend des Vaters mitanzusehen, den väterlichen Herd verlassen und sich mit dem jungen Prinzen von Nassau * nach Mons geworfen hatten. Hier trafen sie einen Theil

* Bekannter unter dem Namen Graf Ludwig von Nassau.

meiner alten Freischaar unter Moric Endems Befehl. Als ich ihnen sagte, ich wäre im Begriff ein französisches Regiment für den Prinzen von Oranien zu errichten, baten sie mich dringend unter mir dienen zu dürfen.

Die Angelegenheit war bald im Reinen, ich schickte nach Moric, der sich, vor Freuden mich wiederzusehen, ganz närrisch geberdete. Augenscheinlich hatten sich seine Umstände seit unserer Trennung nicht zum Besten gestaltet, und er gestand, daß das Glück meiner Schaar ungetreu geworden sey seit dem Tage von Jarnac. Nur sechs Mann hatten Moncontour und Arnai le Duc überlebt, und am andern Morgen bat ich Graf Ludwig aus diesen sechsen nebst Moric und meinen beiden Vettern den Kern des künftigen Regiments bilden zu dürfen. Er nahm einigen Anstand, denn er hatte keine Leute zu verschwenden. Doch gab er nach, als ich mich erbot ihm eine gleiche Zahl meiner bisherigen Begleiter zum Austausch zu überlassen.

Ich suchte nun meine Abreise möglichst zu fördern; allein die Abentheuer zu Mons waren noch nicht alle bestanden. Ich mußte mir Geld verschaffen zu Anwerbung des Regiments, da ich Martin Bern meinen ganzen Reichthum über die Dauer meiner Abwesenheit in Händen gelassen. Glücklicherweise hatte ich einen Brief des guten Mannes an einen der reichsten katholischen Wechsler in Mons; zu diesem eilte ich, nachdem ich zuvor Moric und den beiden Vettern einen Wink gegeben, sich zur Abreise bereit zu halten.

Ich fand den alten Bankier in einem reichen Brocat-

anzug, die schwarze Sammtmütze auf dem breiten Kopfe, die Feder im Munde. Er hörte mich an, las den Brief und sah mir dann mit vornehmem Schweigen ins Gesicht. Endlich sagte ich ihm, ich hätte Eile und er möchte sich erklären.

„Ihr gleicht eben der Beschreibung nicht," erwiederte der Alte trocken. „Wie kann ich erfahren, wenn Ihr solche Eile habt, daß Ihr der Rechte seyd?"

Ich antwortete, wie ich denke, etwas ärgerlich und er entgegnete: „Hahaha, der Franzmann will doch immer oben 'naus, aber es muß sich gerade schicken, junger Herr, daß zu dieser Stunde in diesem Hause sich ein Theilhaber des Hauses Martin Bern und Compagnie befindet."

„Wie, sein Neffe?" rief ich.

„Der nicht, junger Herr," war die Antwort, „aber wir wollen ihn sprechen, und Ihr sollt alsogleich Antwort haben."

Damit stand er auf, öffnete die Thüre hinter seinem Stuhle und sprach ins Nebenzimmer hinaus. Im nächsten Augenblick ließ sich eine alte Bekanntschaft unterm Eingang blicken — die Gestalt Salomo Ahars. Der gute Jude stürzte vorwärts und fiel, nach orientalischer Weise mich umarmend, mir um den Nacken.

„Wie sehr verlangte mich Dich zu sehen, mein Sohn," begann er; „wie wird sich die arme Miriam freuen, wenn sie Dich in Sicherheit weiß! Aber bleib nicht in dieser Stadt, bis sie eingeschlossen, bis sie belagert wird. Wohl läßt sich hier seyn, so lange man kommen und gehen kann, denn viel läßt sich machen in Gold und Silber und in leichter Waare,

wenn einer Stadt Bestürmung von außen droht. Aber kein weiser Mann sollte bleiben wenn die Thore verschlossen sind gleicherweise gegen den Ausgang wie gegen den Eintritt. Bleib nur bis zu meiner Abreise, mein Sohn, die in wenig Tagen erfolgt, dann reisen wir zusammen nach Paris, wo ein gewisser Dolch mit goldenem Griffe und sieben feinen Juwelen am Hefte Dir in Sicherheit aufbewahrt ist. Und Dein Geld ist in Interessen angelegt, und im Handel umgesetzt, und trägt Dir, wie ich denke, wohl an die fünfzig vom Hundert."

Wegen des Gelds war nun jeder Anstand gehoben. Ich theilte dem Juden, der sich wirklich dankbar und mildherzig erwies, meine Plane mit und erhielt von ihm schätzbare Winke über die Gegend, wo sich mit Leichtigkeit rekrutiren ließe. Ich bezog die nöthige Summe, nahm von Salomo Abschied und befand mich in Kurzem außerhalb der Mauern von Mons auf der Straße nach Frankreich.

Es fehlte nicht an feindlichen Streifpartheien zwischen Mons und Cambray, und nur mit Mühe erreichten wir die französische Gränze. In Kurzem wuchs meine Schaar zu drei bis vierhundert Mann, und ich wollte eben meine Vereinigung mit dem Prinzen von Oranien ins Werk setzen, als ich Antwort vom Admiral und dem Prinzen von Auvergne, denen ich geschrieben, erhielt. Sie empfahlen mir Vereinigung mit dem Corps des tapfern aber unklugen Genlis, welcher auf Befehl des Königs ungefähr sechstausend Mann zusammengebracht hatte. Auch benachrichtigte mich der Admiral, daß der König auf seine Bitte das Land-

gut Les Bois für mich zu einer Herrschaft erhoben, mit dem Titel Graf des Bois und de Cerons.

Allerdings sehr erfreuliche Nachrichten, und obgleich mir der plötzliche Einfluß des Admirals am französischen Hofe fast unbegreiflich vorkam, gehorchte ich doch seinem Ansinnen und machte Anstalt mich mit Genlis zu vereinigen. Dabei aber war ich fest entschlossen ganz unabhängig von diesem zu operiren, wenn mir seine rasche Eitelkeit dies zur Pflicht machen sollte. Im Briefe des Admirals hieß es bestimmt, daß Genlis zu dem Prinzen von Oranien stoßen würde, als ich aber in Noyon zu ihm gelangte, fand ich ihn entschlossen gegen Mons vorzurücken.

Inzwischen hatte die Belagerung dieses Platzes schon begonnen und da ich aus guter Quelle erfahren, daß der Herzog von Ascot die Armee des Herzogs von Alba zu verstärken im Begriffe stand, kam mir Genlis' Idee, Mons mit weniger als sechstausend Mann zu entsetzen, so absurd vor, daß ich ihm ohne Weiteres meine Begleitung abschlug, da meine Pflicht wäre, zu dem Prinzen von Oranien zu stoßen. Er antwortete Anfangs höhnisch, bald aber bat er mich ihm wenigstens bis St. Quentin zu folgen, da er erfahren, daß die Bauern auf der Grenze vom Herzoge von Alba bewaffnet worden wären und in bedeutender Zahl in dortiger Nachbarschaft ständen.

Am folgenden Tage legten wir den kurzen Marsch bis Ham zurück, hier aber erfuhren wir, daß uns Don Ferdinand de Toledo gegenüberstand, nicht mit einer Schaar undisciplinirter Bauern, sondern mit regelmäßigen, uns ge-

wachsenen Streitkräften. Der Feind war keine fünf Stunden von uns entfernt, eine Schlacht war unvermeidlich und an einen Rückzug in diesem Augenblick nicht zu denken. Und doch hatte ich vor Sonnenuntergang nur noch Einen Wunsch — den, mit verhängtem Zügel nach Paris zu jagen. Zu Guiscard, wo wir Nachtquartier nahmen, holte mich nämlich ein Kurier des Prinzen d'Auvergne ein. Die wenigen Zeilen seines Schreibens waren so kurz und bündig gefaßt, daß man ihnen die ungestüme Eile des Freundes ansah.

„Wenn Ihr mit Ehren," lautete der Brief, „Euer Kommando aufgeben und nach Paris kommen könnt, so führt es ohne Verzug aus. Euer Nebenbuhler ist ohne vorläufige Ankündigung zurückgekommen und befindet sich zu Paris im Hause des Barons Blancford. Ihr werdet mich deßhalb schelten, aber ich mag den Tadel aushalten, denn auf Ehre, ich verdiene ihn nicht. Er wußte seine Reise sorgfältig zu verbergen und obwohl ich ängstlich Wache hielt, fand ich mich doch getäuscht. So eilt denn zurück, de Cerons, denn Ihr Protestanten vermögt gegenwärtig Alles bei Hofe, zögert Ihr aber nur eine Stunde, so mag Herrn von Blancfords Einfluß den Ausschlag gegeben haben. Denkt wohl nach über einen neuen Operationsplan, denn wißt, Eure frühere Einsprache ist, wie sich voraussehen ließ, vom Parlament für Chicane erklärt und Ihr in eine Buße von hundert Kronen verurtheilt worden. Wollt Ihr das Schwert entscheiden lassen zwischen Euch und Eurem Gegner, so vergeßt nicht Euren Freund d'Auvergne."

Ich ließ dem Boten kaum Zeit zur Erholung, und schickte ihn mit zwei Briefen an den Prinzen d'Auvergne und Martin Bern zurück. Jenen benachrichtigte ich von unserer gegenwärtigen Lage dem Feinde gegenüber, und daß ich nur noch den Ausgang des Treffens abwarten wolle, um nach Paris zurückzueilen. Martin Berns Scheideworte hinsichtlich meines Verhältnisses zu Luisen waren in diesem Augenblick der einzige Schimmer von Hoffnung, der mir noch blieb. Ihm theilte ich das Vorgefallene in möglicher Kürze mit, indem ich ihn bat das Aeußerste aufzubieten, um den Baron von einem übereilten Schritte abzuhalten.

Man kann sich vorstellen, daß diese Nachrichten nicht geeignet waren, mich mit Genlis Tollheiten zu versöhnen. Wirklich setzte ich mich den andern Morgen äußerst übelgelaunt in Marsch, aber unsere Bewegungen und die Nachläßigkeit und eitle Zuversicht Genlis in Leitung des Ganzen sollten meinem Unmuth noch um ein gut Theil Nahrung geben. Wir kamen an einen kleinen Fluß, über den wir eine Brücke schlagen mußten. Da ich bei der herrschenden Verwirrung voraussah, daß wir im Fall eines Angriffs von Seite eines selbst um die Hälfte schwächern Feindes total geschlagen werden müßten, ließ ich meine Leute einen alten Kirchthurm besetzen. Schon früher war er von Musketenfeuer durchbrochen worden, und nun ließ ich ihn, einen Unfall ahnend, während des Brückenbaus einigermaßen in Vertheidigungsstand setzen.

Nach Vollendung der Brücke setzten wir unsern Marsch

fort und gelangten in ein kleines Gehölz, das wir nicht in militärischer Ordnung, sondern eher auf Nachzügler-Manier durchzogen. Kaum hatten wir es hinter uns, so ward unsere Vorhut durch ein starkes, feindliches Reiterkorps auf das Centrum zurückgeworfen. Ich griff die spanische Reiterei an und durchbrach sie. Aber nun zeigte sich, daß es eine Falle gewesen. Von einer Parthie Weidenbäume aus, die uns in der Flanke lag, wurde meine Mannschaft heftig beschossen, die feindliche Reiterei machte Angriff auf Angriff und so, unvermuthet überfallen und von der feindlichen Ueberlegenheit erdrückt, mußten wir nach einem anderthalbstündigen hoffnungslosen Kampfe auf beste Manier die Flucht ergreifen. Allerdings that Genlis, was Muth, Geschicklichkeit und kaltes Blut zu Verbesserung der vorangegangenen Fehler aufbieten konnten, aber vergeblich. Er ward über den Versuch, den Rückzug der Infanterie zu decken, gefangen, und Alles was ich vermochte, war, einen Theil und zwar einen sehr kleinen Theil meiner Leute mit einem einzigen Stück Geschütz zu retten.

Ich ward lebhaft verfolgt, so daß mir zu Abtragung der Brücke keine Zeit blieb. Der einzige Ausweg war, mich in die Kirche zu werfen und sie so lange als möglich zu vertheidigen. Hier kamen mir nun die Vorarbeiten von heute morgen gar trefflich zu statten. Die verfolgende Reiterei hielt uns die ganze Nacht und einen Theil des folgenden Tags blockirt, allein sie konnte nicht lange genug sich halten, um uns auszuhungern. Wir hielten sie durch unser Kleingewehrfeuer in respektabler Entfernung und eine

kleine Abtheilung Musketiere, die sich mit ihr vereinigte, ward mit Verlust zurückgetrieben.

Endlich verlangte ich zu kapituliren, da ich sah, daß die Leute den Mangel des Wassers empfindlich zu fühlen begannen. Ich erhielt günstigere Bedingungen, als ich mir je hätte träumen lassen. Wir durften mit unsern Waffen abziehen, nur mußten wir schwören, zwei volle Jahre nicht gegen den König von Spanien zu fechten; höchlich erfreut über diesen Ausgang übergaben wir unsere Posten und schlugen die Richtung nach Noyon ein. An diesem Ort beklagte sich mein Vetter Karl zum erstenmal über eine Wunde in der Schulter, die er jedoch für unbedeutend hielt. Ich übergab ihm das Kommando und machte mich mit Moric und ein Paar Andern auf den Weg nach Paris, fest entschlossen, den übriggebliebenen tapfern Gesellen durch des Admirals Vermittelung wo möglich eine Belohnung auszuwirken.

Albert von Blancford blieb bei seinem Bruder. Ich erfuhr hernach, daß sich Karls Wunde in derselben Nacht bedeutend verschlimmerte, so daß er das Kommando an Albert abgeben mußte. Dieser, über den Zustand seines Bruders beunruhigt, vertheilte den größern Theil meiner zurückgelassenen Baarschaft unter die kläglichen Ueberbleibsel des Regiments und ließ sie auseinandergehen. Mit seinem Bruder, der nur in einer Sänfte fortgeschleppt werden konnte, kehrte er nach Paris zurück ins Haus seines Vaters, wo er nichts als Sorge und Verwirrung finden sollte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Entfernung war beträchtlich, aber unsere Pferde waren gut, auch standen wir im Monate Aùgust, wo die Tage noch lang sind, und so konnten wir die Route von Noyon nach Paris in Einem Tage zurücklegen. Wir erreichten die Hauptstadt als eben die Schatten der Dämmerung zu fallen begannen, und nun beschäftigte mich die Frage wohin ich zuerst meine Schritte wenden sollte. Zum Prinzen d'Auvergne mochte ich nicht gehen, da ich wußte, daß er im Falle einer blutigen Entscheidung meines Zwists sich das Vorrecht des Sekundaten nicht nehmen lassen würde. Unmöglich konnte ich den Gedanken ertragen, die Hoffnung und den Schmuck des erlauchten Hauses einer solchen Gefahr um meinetwillen ausgesetzt zu sehen! * Es handelte sich daher nur um die Frage, ob ich zuerst dem Admiral von dem unglücklichen Ausgang der Expedition persönlich Bericht erstatten, oder direkt zu Martin Vern gehen sollte um mich nach Luisen zu erkundigen. Beinahe hätte die Liebe triumphirt, aber ich widerstand und ritt nach der Wohnung des Admirals in der Straße Bethisy. Ich fand erstere in einem hübschen Gasthause, aber der Admiral war bei Hofe, und ich, auf diese Weise ledig meiner Pflicht, eilte nach dem Hause des Kaufmanns.

Trotz der bedeutenden Wechselfälle während der Kriegs-

* Es war damals Sitte in Frankreich daß die Sekundanten am Zweikampf Theil nahmen.

zeiten waren Martin Bern und seine Genossen in Folge des Friedens und der urplötzlich bei Hofe für die Protestanten eingetretenen günstigen Stimmung zu großem Reichthum gelangt. Schulden, bereits für verloren gegeben, waren mit beträchtlichen Zinsrückständen eingegangen, und waren auch andere noch im Ausstand, so gehörte doch der ehrliche Kaufmann zu den wohlhabendsten Männern der Hauptstadt. In seinem Hause erkannte man dies, an ihm selber nicht, denn beim Eintritt ins Zimmer, wo er gerade mit Weib, Bruder, Neffen und Kindern beim Abendbrod saß, konnte ich nicht die geringste Veränderung in seinem Betragen wahrnehmen. Noch immer war er derselbe gute, einfache Handelsmann, wie ich ihn auf meiner Reise nach Angoulême gefunden. Sie freuten sich Alle mich wieder zu sehen, und um keine Störung zu verursachen, nahm ich an ihrem Mahle Theil, während Moric und meine übrigen Begleiter in das anstoßende Gasthaus einquartirt wurden.

Ueber dem Essen benahm sich Martin Bern ernst und gedankenvoll, aber nicht traurig. Sein Neffe hatte sich zum stattlichen jungen Manne von edlem Anstand ausgebildet, in seinem ganzen Wesen drückte sich eine Festigkeit, eine Männlichkeit aus, die auf eine Gedanken-, eine Gefühlsveränderung seit unserem letzten Beisammenseyn unverkennbar hinwies.

Vor dem Schlusse des Mahls erhob sich der junge Mann und sagte zu seinem Oheim: „Ich gehe nun zu Herrn Ahar und hole das Bewußte, das er für Herrn von Cerons aufgebracht,“ und als er draußen war, setzte der

Aeltere hinzu: „Ihr wißt wohl bereits, wie ich voraussetze, Herr von Cerons, daß Euer alter Bekannter, Herr Salomo Ahar, unser Associé geworden, aber wohl schwerlich ist Euch die Ursache seines Uebertritts bekannt?“

„Uebertritt!“ rief ich. „Wollt Ihr damit sagen, daß er ein Christ geworden?“

„Freilich, denn auf andere Weise hätte er keinen Theil bekommen können an unserem Geschäfte. Nun ist er, Gott sey Dank! ein guter katholischer Christ! Und Ihr sollt den ganzen Hergang erfahren. Nachdem mein Neffe einige Jugendthorheiten durchgemacht, lernte er die wahrhaft liebenswerthen Eigenschaften des Herzens lieben und schätzen und fand sie mit Schönheit und Neigung vereinigt in Miriam Ahar. Nur Ein Stein des Anstoßes war dabei — ihre Religion; aber diesen wußte Martin aus dem Wege zu räumen. Der ehrliche Jude meinte, da heutzutage doch Alles verkehrt sey, so möge der Vater auch einmal der Religion des Kindes folgen, wie dieses bisher der Religion des Vaters. Dem gemäß schwur er sein Judenthum ab, wie vor ihm sein Verwandter Levi, und ward in den Schooß der Kirche aufgenommen. Miriam wird in wenig Wochen die Frau meines Neffen; inzwischen hat ihm diese Bekehrung eine solche Celebrität unter den katholischen Geistlichen verschafft, daß ich glaube sie machten ihn zum Bischof, wenn es ginge. Allein dieß zöge einen Strich durch die Heirath, wie Ihr wißt, gnädiger Herr, und so denk' ich, bleibt er ein Kaufmann.“

Am Schlusse des Mahls entfernten sich Mutter und

Kinder, und Martin Bern ging auf meinen Brief und meine gegenwärtigen Angelegenheiten über.

„Ich hab' Euch viel zu sagen, gnädiger Herr," begann er, „muß Euch über allerlei meine Ansicht mittheilen. Zum Ersten seyd Ihr zwar vorerst gerettet, aber nur für einen Tag, und Ihr verdankt es einzig dem Plane, den unsere kleine Miriam vor Eurer Abreise schon ausersonnen. Euer Vetter, der Baron, ist Salomon Ahar mit einer bedeutenden, mir mit einer geringern Summe verschuldet, und da er diesem Herrn von Blaye eine beträchtliche Mitgift zugesagt, so schlug Miriam die Einforderung der Gesammtschuld, die seine ganze bewegliche Habe übersteigt, auf Einmal vor. Ich willigte ungern ein, außer im Fall unumgänglicher Nothwendigkeit, daher hielt ich auch, als Ihr bei einer frühern Gelegenheit die Unterzeichnung auf andere Weise zu hintertreiben wußtet, zurück. Dießmal aber, das wußt' ich, war keine Zeit zu verlieren, und hätt' ich auch nicht Euren Brief bekommen, würd' ich doch gehandelt hanen, wie ich that. Ich kam nämlich beinahe täglich in des Barons Haus, weil der Mann stets um Geld, die Frau immer um Juwelen und reiche Stoffe in Nöthen ist. So erfuhr ich denn, daß der Baron hoch und theuer geschworen, seine Tochter solle ihre Einwilligung geben in die Heirath mit Herrn von Blaye, oder Er selbst werde katholisch und zwinge sie nach der Weise unserer Religion zum Gehorsam. Das thut er aber nicht aus Vorliebe für Herrn von Blaye, vielmehr verabscheut er diesen, sondern seine Frau übt einen geheimen Zauber über ihn, dessen Natur wir nicht kennen.

Ein Geheimniß ist in ihren Händen, verlaßt Euch darauf, das ihn ganz in ihre Gewalt gibt. Wie dem sey, der gestrige Tag und zwar um die Mittagsstunde war zur Unterzeichnung bestimmt. Es war schon Alles beisammen, als ich mich einfand. Ich wußte, daß die Baarschaft für die Mitgift bereit war, und hatte mich mit allen legalen Formen versehen, und so ging ich, in Begleitung einiger Rechtsverständigen, die jede Wendung, jeden Winkel des Gesetzes kennen, hin. Wirklich floß das Geld in meine Tasche, und nicht in die des Herrn von Blaye, aber der Baron bemerkte mit stolzer Miene: „das habe nichts zu sagen, er sey bereit zu unterzeichnen, und zu Bezahlung der versprochenen Mitgift, so wie zu pünktlicher Erfüllung seiner Zusage wolle er das Gut Cerons im Aufstreich in den Hallen des Justizpallastes verkaufen und vor Ablauf dieser Woche Herrn von Blaye den Betrag einhändigen.“

„Großer Gott!“ rief ich, „und hat er es ausgeführt? Es war immer mein Ehrgeiz, das Gut dereinst wieder an mich zu bringen.“

„Bis jetzt noch nicht, gnädiger Herr,“ erwiederte Martin Vern, „aber heute haben wir Freitag, gut, morgen ist der letzte Wochentag, sein Wort ist gegeben, der Verkauf angekündigt, er kann nicht zurück. Freilich sah ich wohl, wie bei der kalten Bemerkung Herrn von Blayes, daß es für Beide zuträglicher seyn möchte, den Vertrag erst nach erfolgter Beischaffung der Mitgift zu unterzeichnen, dem Baron die Röthe ins Gesicht stieg, daß ich fürchtete die Adern möchten ihm springen. Er wendete sich gegen seine

Gemahlin, aber das stolze Weib hob den Finger an die Lippe, und der Baron sank urplötzlich in die gewohnte Unterwürfigkeit zurück. Könnt Ihr, gnädiger Herr, den Verkauf nicht hintertreiben — etwa durch den Beweis der Unveräußerlichkeit des Guts — so wird es verkauft, der Vertrag unterzeichnet. Noch mehr, das Fräulein muß die Gattin eines Menschen werden, den sie verabscheut, oder sie wandert in die Abgeschlossenheit eines Klosters, aus der Ihr sie nicht befreien könnt."

„Ach! lieber Freund!" war meine Antwort, „dergleichen kann ich leider nicht beweisen. Weiß ich doch selbst, daß das Gut veräußerlich ist, denn mein eigener Vater hat's verkauft. Es ist kein Stammgut, sondern hängt ganz von des Barons Willen ab. Es gibt nur noch Ein Mittel und zu dem muß ich nun greifen. Luise muß mit mir fliehen, unter solchen Umständen ist dieser Schritt zu rechtfertigen."

„Ehe Ihr einen Entschluß faßt," versetzte der Kaufmann in seinem kalten berechnenden Tone, „wollen wir die Sache nochmals reiflich überlegen. Was würdet Ihr dem Manne geben, der Euch beweisen könnte, daß die Herrschaft de Cerons auf ewige Zeiten unveräußerlich ist, und der noch überdieß Mittel und Wege wüßte, wie Ihr mit Eurem geliebten Fräulein fliehen mögt — und zwar wohl gemerkt, mit ihr als Eurer Gemahlin und mit voller Einwilligung ihres Vaters?"

„Was ich geben würde?" rief ich. „Was ich nicht geben würde, solltet Ihr fragen, lieber Freund."

„Nun denn, Herr von Cerons," sagte der Kaufmann, etwas schneller als gewöhnlich, „ich muß mit der Sprache heraus, denn ich höre eben Schritte auf der Treppe. Erstlich sollt Ihr ernstlich und gänzlich einem Mädchen seine Neugier verzeihen. Zum Zweiten, eine härtere Bedingung, sollt Ihr einen guten Rath ohne Gegenfrage annehmen. Drittens habt Ihr Euch für die nächsten drei Tage gänzlich meiner Führung zu unterwerfen."

„Gerne!" sagte ich, „von Herzen gerne," aber noch hatt' ich nicht geendet, und Martin wollte gerade seinen Bruder zum Zeugen unseres Vertrags aufrufen, als der Neffe mit Salomo Ahar und Miriam eintrat, die nun zur lieblichen Jungfrau herangereift war.

„Falscher Kaufmann!" rief das Mädchen dem älteren Vern entgegen, „Ihr habt ihm Alles verrathen! ich seh's an Eurem Gesicht! Ihr habt's ihm gesagt."

„Gewiß nicht, Miriam," erwiederte der Kaufmann, „ich hab' ihm nichts gesagt."

Sie wollte fortfahren, aber ihr Vater drängte sich vor und sagte: „Stille mit dem Unsinn, Mädchen; laß uns das Geschäft beenden. Gnädiger Herr, hier ist der Dolch, Euer Eigenthum, auf dessen Rechnung Ihr in meiner Schuld steht mit —." Er wollte das Dintenhorn hervorziehen, als Martin Vern ihn zum Schweigen brachte mit den Worten: „Nehmt mich zum Hauptschuldner, lieber Bruder, für Kapital und Zins, nach Gesetz und Recht. Wir haben nun andere Dinge zu berathen. Untersucht Euren Dolch wohl, gnädiger Herr; findet Ihr nichts, was Euch auffällt?"

„Ich weiß,“ erwiederte ich, „daß das Heft hohl ist. Mein armer Freund Stuart sagte es mir, und daß Papiere darin wären. — Aber ich kann es nicht aufmachen,“ setzte ich hinzu, mich ungeduldig abmühend. „Es wäre besser, wir verschafften uns einen Hammer.“

„Wir kommen auf minder gewaltsame Weise damit zu Stande,“ versetzte Martin Bern. „Wenn Ihr ihn nur der hübschen Dame geben wollt, sie wird ihn gewiß zu öffnen wissen.“

Miriam nahm ihn mir mit dem Blick anmuthiger Abbitte aus der Hand. „Wollt Ihr mir verzeihen, edler Graf, wegen einer Handlung, deren ich mich schämen könnte, würden mir diese Herren nicht sagen, daß meine Neugier zu Eurem Nutzen ausschlagen werde? Ich machte zuerst die Entdeckung, daß der Griff hohl ist, ja ich hab' ihn geöffnet, und den Inhalt gelesen. Vergebt mir; weiß ich doch, bin ich doch sicher, daß Ihr es thut.“

Mit diesen Worten schraubte sie den dicken goldenen Ring ab, der das Heft gerade an der Stelle umgab, wo die Klinge eingesetzt war. Ein großer Smaragd oben an der Spitze ward gleichfalls mit Leichtigkeit abgenommen und sodann die Klinge mit einem weit kleinern Stahlhefte aus dem goldenen Futteral gezogen. Der wirkliche Griff war mit einer feinen Pergamentrolle wohl sechsmal umwickelt. Ich schlug die Rolle auf, und erblickte unten die Handschrift meines Vetters, des Barons. Das Ganze war eine in legaler Form ausgestellte, von meinem Vetter unterschriebene Uebereinkunft, wodurch er auf die Veräußerung der Herr-

schaft Cerons und der Baronie Blancford auf ewige Zeiten verzichtete. Dagegen sollte die Nachfolge in dem ersten auf mich übergehen, falls der Baron ohne männliche, und gleicherweise in der zweiten, falls er überhaupt ohne Descendenz verstürbe.

Die Urkunde enthielt den Grund dieser Uebereinkunft. Mein Vater überließ nämlich dem Baron die Herrschaft Cerons und ein anderes Gut unter dem wahren Werth, und knüpfte diese Bedingung daran, weil er es nicht über sich gewinnen konnte, diese Besitzthümer jemals aus den Händen einer Familie kommen zu lassen, der sie seit Jahrhunderten angehört hatten. Ein gewisser Des Charpes hatte in der Eigenschaft eines Zeugen mit unterschrieben, Martin Vern machte mich, der ich wie vom Blitz gerührt dastand, darauf aufmerksam, indem er sagte:

„Der ist noch am Leben, und zwar geehrt und geachtet vom ganzen Parlament als eines seiner ausgezeichnetsten Mitglieder. Ich habe ihn gefragt, ob er sich des Handels noch erinnere und kann Euch versichern, daß er mit großer Rücksicht von Eurem Vater spricht und jede Zeile beschwören kann, obwohl er bereits achtzig Jahre hinter sich hat."

„Wirklich ganz außerordentlich wichtige Umstände," sagte ich, Verns Hand ergreifend, „aber ich fürchte, mein Freund, durch Anrufung dieser Rechte mache ich die Kluft zwischen mir und meinem stolzen Vetter nur um so größer. Wie soll ich durch Wahrung meiner Gerechtsame seine Achtung, seine Neigung gewinnen?"

„Bemerktet Ihr denn nie, Herr von Cerons," sagte der

Kaufmann, „daß es Leute gibt, die uns hart und hochmüthig behandeln, indem sie uns lieben, während sie höflich und nachgiebig sind gegen Solche, die sie fürchten? Der Baron liebt Euch mehr als jeden Andern, seine eigenen Kinder ausgenommen; er achtet Euch, schätzt Euch, während er zugleich Euren Nebenbuhler haßt, verachtet, fürchtet. Unterstützt Ihr ihn gegen diesen Herrn von Blaye, indem Ihr zugleich Eure Rechte mit rücksichtsvoller Festigkeit behauptet, so wird er in Euch seine Stütze suchen und seine bessern Gefühle gewähren lassen. Zuerst wollen wir den Verkauf zu Wasser machen, und damit, verlaßt Euch darauf, machen wir auch die Heirath rückgängig. Und hätten wir nachher Zeit, könnten wir auch diese das ihrige thun lassen. Aber," fuhr er nachdenklich fort — „aber ich will nicht vertrauen dem, was die Zeit bringen mag. Ist doch alles in dieser Welt ein Gegenstand des Kaufens und Verkaufens, und so, Herr von Cerons, was gebt Ihr mir für das Weib, das Ihr liebt?"

„Was ich auf Erden besitze!" erwiederte ich lächelnd.

„Nein, nein, so viel nicht," versetzte er. „Wollt Ihr sechzigtausend Livres geben?"

„Wenn ich sie hätte, gewiß," war meine Antwort, „aber ich habe sie nicht."

„Beinahe so viel ist in meinen Händen," entgegnete er. „Zwölftausend Kronen zu siebenundfünfzig Pariser Sous machen — doch gleichviel! Ihr sollt sie haben. Willigt Ihr ein?"

„Ich willige," sagte ich, „aber wie, lieber Freund soll ich" —

„Blickt her, Herr von Cerons," sagte er, indem er eine Schreibtafel hervorzog und mir einen Wechsel überreichte. „Hier seht Ihr, anerkennt und verspricht ein gewisser August, Herr von Blaye, auf Verlangen an Martin Vern zu bezahlen die Summe von sechzigtausend Livres als Passivrest des gegenseitigen Saldo. Ueberträgt nun Martin Vern diesen Wechsel auf Euch, und übertragt Ihr ihn in Gemäßheit gewisser Concessionen auf einen gewissen Baron von Blancford — was sagt Ihr?"

„Daß Hoffnung vorhanden ist," erwiederte ich, „daß wirklich Hoffnung vorhanden ist. Allein, lieber Freund, da ist noch gar Vieles zu bedenken."

„Nicht viel, an das ich nicht bereits gedacht," versetzte Jener. „Ihr habt bereits eingewilligt, Euch meiner Leitung für die nächsten drei Tage zu überlassen, habt überdieß versprochen, guten Rath von mir anzunehmen ohne Widerrede. Seyd Ihr noch so gesinnt?"

„Ich bin stets bereit mein Versprechen zu halten," erwiederte ich. „Was habt Ihr für einen Rath?"

„Er klingt freilich etwas hart," sagte Martin, „nicht mehr, noch weniger, als mir diese Nacht noch eine Kaufsurkunde auszustellen über Schloß und Gut Les Bois, wofür ich Euch die Summe von sechzigtausend Kronen gebe in Wechseln, klingender Münze oder Kreditbriefen."

Er sprach ernst, fest, traurig und mit gerunzelter Stirne,

und als ich einredend begann mit „aber," fiel er mir alsbald ins Wort.

„Ihr verspracht," sagte er, „keine Widerrede. Auf ein Wort," fuhr er in leiserem Tone, mich bei Seite nehmend, fort, „ich weiß zwar wenig — vielmehr nichts, aber argwöhne viel, Herr von Cerons. Mit Einem Wort, ich denke, könnt Ihr die Hand der schönen Luise mit ihres Vaters Einwilligung erhalten, und bald möglichst mit ihr von Paris entfliehen, mögt Ihr wohl und weislich zu Werke gehen. Folgt darin meinem Rathe, nehmt meine Handschrift für die Summe, laßt mich den scheinbaren Eigenthümer von Les Bois vorstellen bis auf bessere Zeiten, gewiß will ich Denen gegenüber, die Euch das Gut überließen, Euer Betragen rechtfertigen. Braucht Ihr das Geld nicht, so mögt Ihr es zurückgeben und bekommt dafür wieder Euer Gut. Jedenfalls schützt Ihr Euch gegen die Gefahr der Confiscation."

All dieß trug so sehr das Gepräge der Wahrheit, daß ich ein Thor gewesen, wenn ich es nicht beherzigt hätte, um so mehr, als mir die plötzliche Sinnesänderung des Hofs in Beziehung auf den Admiral und die Königin von Navarra äußerst verdächtig war. Demgemäß wurde noch in Anwesenheit seines Neffen, Bruders und des Abraham Ahar, die Uebereinkunft zwischen uns Beiden zu Papier gebracht, und so war Martin Bern Eigenthümer von Les Bois, wenn auch nicht in der That, doch dem Namen nach.

Bald darauf ließen uns die Uebrigen allein, denn zwischen Martin und mir war das Tagesgeschäft noch nicht

vorüber. Er blieb dabei, daß ich vorläufig in seinem Hause wohnen müsse und ehe ich mich zur Ruhe begeben durfte, setzte er die Unterhaltung noch ein Paar Stunden fort, wobei er seine Ansichten mit mercantilischer Kürze und Genauigkeit entwickelte. Es handelte sich nämlich bei dieser Consultation um die Frage, wie ich mich am folgenden Tage benehmen sollte, und darüber werde ich an seinem Orte genauen Bericht ablegen.

Endlich gelangte ich ermüdet und erschöpft in mein Gemach, und kein fürstliches Palais hätte mir comfortablere, luxuriösere Bequemlichkeit bieten können. Ich war zu müde, um sogleich einschlafen zu können und noch mochte ich keine zwei Stunden wirklicher Ruhe genossen haben, als der junge Bern eintretend sich neben mein Lager setzte. Er blieb über eine halbe Stunde, und seine Unterhaltung war nicht wie die seines Oheims ausschließlich den Geschäften gewidmet. Er sprach von den Tagsbegebenheiten, handelte einige unbedeutende, einige ernsthafte Gegenstände ab, die den Leser nur wenig erbauen würden. Aber die ganze Zeit über schien mir, als hätte er irgend Etwas auf dem Herzen, und beim Abschied beugte er sein Haupt auf mich herab und flüsterte:

„Falls Ihr die große Glocke von St. Germain l'Auxerrois zu ungewöhnlicher Stunde ertönen hört, so eilt aus Paris, wenn es Tag ist, und wärs Nacht, so flieht zu mir."

Dann brachte er den Finger an die Lippe zum Zeichen des Schweigens, und entfernte sich ohne Antwort abzuwarten.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Mein nächster Gang am andern Morgen war zum Admiral Coligny, da aber dieser Besuch weder auf meine, noch auf die protestantische Sache von Einfluß war, so brauche ich mich bei demselben nicht aufzuhalten. Zuvor schon hatte ich meinem Vetter geschrieben, ihm Nachricht von seinen Söhnen gegeben, und um eine Unterredung wegen einer für uns Beide gleich wichtigen Angelegenheit gebeten. Ich bediente mich der wohlwollendsten, liebevollsten Ausdrücke, und nahm seine Zeit nur auf wenige Minuten vor Mittag in Anspruch.

Bei meiner Heimkunft fand ich die Antwort vor. Die Handschrift war nicht die seine, obwohl man ihr ansah, daß man Jene hatte nachahmen wollen. Der Inhalt, affektirt-höflich, kam einer Abweisung gleich.

Der Baron hieß es, würde sich glücklich schätzen, mich bei sich zu sehen, so wie jeden seiner nahen Verwandten, und er würde mich jederzeit, wann ich bei ihm einzusprechen beliebte, empfangen. Um mir aber unnütze Mühe zu ersparen, müßte er mir zu wissen thun, daß er außer Stande sey, vor nächsten Montag meinen Besuch anzunehmen. Einige nichtssagende Complimente über meine Tapferkeit und Auszeichnung waren beigefügt, nebst einer herzlosen Danksagung wegen meiner Sorge und Aufmerksamkeit für seine Söhne.

Nachdem ich es gelesen, gab ich das Billet Martin Vern, dessen einziger Commentar war: „So müssen wir

eben in die Parlamentshalle, wo Alles für uns bereit ist. Kömmt, gnädiger Herr, ich stehe zu Diensten."

Freilich ging mir dieser offene Rechtshandel mit dem Vater Luisens sehr zu Herzen, und ich machte mich mit dem festen Vorsatze auf den Weg, durch nichts mich zu einem zornigen Wort, raschen Ausdruck verleiten zu lassen. Wir waren die Ersten auf dem Platze, und beim Auf- und Abgehen im Saal „der verlorenen Schritte" richtete mich Martin Verns Bemerkung etwas auf, daß ich in meinem Vetter ein ganz verändertes Wesen finden würde.

Zehn Minuten später ward eine leichte Bewegung unter dem Haufen von Bittstellern und Prozeßführenden am obern Saalende sichtbar, und ein Greis trat aufrechten Gangs, aber langsamen Schritts zu jener Thüre ein, seine Richtung nach dem Eingange des großen Zimmers nehmend. Er sah blaß und verwittert, aber trotz der kleinen Statur nahm er sich würdig aus und das Auge schien nichts von seinem Feuer verloren zu haben. Beim Anblick Martin Verns blieb er stehen und richtete die Augen auf mich, aber schon im nächsten Momente kam er auf mich zu und ergriff meine Hand.

„Ich kann mich unmöglich irren," begann er. „Es muß Herr von Cerons seyn. Mein werther, junger Freund! Es freut mich Euch noch vor meiner Abreise nach jenen Wohnungen zu sehen, die Euer Vater sonder Zweifel schon erreicht hat und die, wie ich demüthig in Christo vertraue, auch mir sich in Bälde erschließen werden."

Es bedurfte keiner andern Worte, um mich zu über-

zeugen, daß es der Präsident des Chappes war, von dem mir Martin Bern bereits gesagt hatte. Nach einigen einleitenden Worten ging die würdige Magistratsperson alsbald auf meine Angelegenheit über.

„Trotz einer kleinen Unpäßlichkeit,“ sagte er, „bin ich gekommen, den Verkauf des Besitzthums zu verhüten, da ich nicht wußte, ob Ihr zu rechter Zeit da seyn würdet. Niemand kennt die Bedingungen besser als ich, unter denen das Eigenthum auf Euren Vetter überging, da ich die Urkunde, die ich in Euren Händen sehe, selbst aufsetzte. Ich war damals am königlichen Gerichtshofe zu Bordeaux, und obgleich es nicht gerade in meinen Geschäftskreis einschlug, brachte ich doch Alles für Euren Vater in Ordnung mit meiner eigenen Hand. Ach! ich dachte nicht, daß ich ihn nach diesem Acte nie wieder sehen sollte. Aber hier kommen, denke ich, Eure Gegner, ich will nicht sagen, Eure Feinde, denn Familienzwistigkeiten seh' ich nicht gerne. Es muß der Baron Blancford seyn, oder sonst Jemand, der sich eine Bedeutung beilegt.“

Ich kehrte mich um, und erblickte wirklich den Baron, dem einige andere Herren folgten. Er trat hastig in den Saal in heftigem Wortwechsel, wie mir däuchte, mit Herrn von Blaye. Jedenfalls sahen sie finster drein und ihre Wangen waren erhitzt; im Zweifel, ob nicht vielleicht der Anblick meines Gefolges im Vorzimmer diese Zeichen des Unwillens heraufbeschworen, blieb ich unbekümmert um den Sturm auf meiner Stelle stehen. Allein zu meinem großen Erstaunen schritt der Baron auf mich zu und gab

mir die Hand. „Heinrich," sagte er mit vor Rührung zitternder Stimme, „mein armer Knabe ist angekommen, todt krank an seiner Wunde darniederliegend. Ich sehe, Du fühlst für mich und Niemand soll mich abhalten, Dir zu danken für die Güte und — und —"

Im Verlauf der Rede fielen seine Augen auf die bleiche, verwitterte Gestalt des Präsidenten des Chappes. Zweifel und Ueberraschung drückten sich auf seinem Gesicht aus, er erblaßte, stotterte und setzte endlich verwirrt hinzu: „Karl wünscht dringend Dich zu sehen. Er erwartete Dich diesen Morgen. Wer ist der da neben Dir, der Alte?" fragte er etwas leiser.

„Ein alter Freund meines Vaters," erwiederte ich, „Herr des Chappes, früher zu Bordeaux."

Der Baron zitterte heftig, und um ihm Zeit zur Erholung zu geben, fuhr ich fort: „Ich hätte Euch zuvor mit einem Besuch heimgesucht, aber Ihr schlugt es ab, mich vor Montag zu empfangen."

„Ich!" rief Jener, „davon sagt' ich kein Wort. „Ich sagte, Du würdest mir jederzeit willkommen seyn — ich —"

„Lieber Vetter," erwiederte ich, „ich habe ja Euren Brief, da ist er!"

Er nahm ihn und las ihn und nie in meinem Leben sah ich eine Wange, selbst nicht bei einem schüchternen Mädchen, so oft die Farben wechseln. Zuletzt riß er das Papier in tausend Stücke, trat mit den Füßen darauf und rief: „Man hat mich zum Narren! Es ist das Werk eines Weibes, Heinrich, deßhalb kann ich nicht mehr sagen."

Er hielt inne und sah sich unschlüssig im Zimmer um, während Herr von Blaye, ein hartnäckiges Schweigen beobachtend, mit der Degenquaste spielte. Die andern Begleiter des Barons unterhielten sich leise zusammen.

„Nun sprecht mit ihm allein," flüsterte mir Martin Bern zu, der sich mittlerweile an Herrn des Chappes gehalten und ich folgte seinem Rathe, indem ich zu Blancferd sagte: „wie es scheint, mein edler Vetter, rührte die abschlägige Antwort von heute Morgen von einem Irrthum der Baronesse hinsichtlich Eurer Absichten her. Ich bat um eine Unterredung, um Euch eine sehr wichtige Thatsache mitzutheilen. Vielleicht schenkt Ihr mir nur fünf Minuten Zeit unter vier Augen; die Versteigerung nimmt vor einer Viertelstunde nicht ihren Anfang."

„Aber wo sind wir allein?" fragte der Baron mit einem flüchtigen Blicke auf des Chappes. „Ich fürchte —"

„O, in einem der Bureaux," sagte der Präsident, dem keines unserer Worte entgangen war. „Ich warte hier auf Euch, mein junger Freund. Huissier, führt die beiden Herren in ein Kabinet, wo sie sich besprechen mögen."

„Mit Verlaub," fiel Herr von Blaye ein, „soll ich hier müßig meine Zeit verderben bis zu Eurer Rückkehr, Baron?"

„Ihr kamt hieher, denk' ich, lieber Herr," erwiederte der Baron stutzig, „dem Verkauf anzuwohnen, nicht meine Unterhaltung zu genießen. Diese möchte auch nicht sehr amüsant für Euch seyn," und auf diese Worte folgten wir

Beide dem Huissier in ein kleines Zimmer, wo wir uns allein sahen.

Sobald sich die Thüre hinter uns geschlossen, ergriff der Baron meine beiden Hände und sah mir mit wildem, verstörtem Blick ins Gesicht. „Heinrich!“ begann er, „was hast Du vor, was soll all das bedeuten?“

„Nichts weiter,“ erwiederte ich ruhig aber fest, „als daß das Gut Cerons nicht verkauft werden kann. Zwingt mich nicht, Euch etwas Unangenehmes zu sagen, Ihr wißt ja so gut als ich, daß es nicht verkauft werden darf noch kann.“

„Heinrich,“ platzte der Baron heraus, „bring mich nicht zur Verzweiflung.“

„Behüte Gott!“ versetzte ich ernst; „lieber alles Andere als Das. Im Gegentheil, gnädiger Herr, wendet Euch Denen zu, die Euch wirklich lieben, Euch nützlich seyn können und zählt mich unter die Eifrigsten derselben. Ich habe mich emporgeschwungen aus dem Nichts durch eigene Kraft und von keinem Menschen unterstützt. Mit Eurem Beistande kann ich zu Eurer Vertheidigung weit mehr thun und, erlaubt Ihr es mir, will ich in zehn Minuten den leeren Gecken dort züchtigen, der Eures lieben Kindes Mitgift, nicht ihre Hand sucht. Das Gut Cerons kann nicht verkauft werden, aber ich will Euch in den Stand setzen zu —“

„Ihr könnt nicht, könnt nicht,“ fiel mir der Baron heftig ins Wort. „Ihr wißt nicht, daß ich mich zu einer großen Summe verpflichtet, die ich nicht bezahlen kann. Das Geld, das ich zur Mitgift des armen Kindes entlehnt, ist

dahin. Ich kann ihr nichts mitgeben; er wird die Summe fordern, die ich ihm als Schuldner verschrieben. Wird die Versteigerung rückgängig, bin ich entehrt."

„Nein, nein," sagte ich, „für all dieß läßt sich Rath schaffen."

„Unmöglich! unmöglich!" flüsterte er leise. „Ich bin ruinirt, verloren. Dein Widerspruch ist schon genug. Ich kann den Verkauf nicht aufhalten, ohne seine Ansprüche zu provoziren. Du kannst ihn nicht aufhalten, ohne Alles zu riskiren."

„Aber hört mich," sagte ich, „hört mich doch. Ich weiß Alles, Ihr braucht Euch in keine Erklärungen einzulassen. Willigt Ihr ein in meine Heirath mit Luisen, ohne Mitgift, ohne Erbtheil, so erlaub' ich Euch, den Verkauf zu untersagen ohne irgend eine Erwähnung von meiner Seite — noch mehr, hört mich! ich setze Euch überdieß in den Stand, den Anspruch dieses Menschen mit einem einzigen Worte nichtig und ihn zu Eurem Schuldner zu machen. Ich weiß, er kann die Schuld nicht bezahlen, daher —"

„Könnt Ihr das, könnt Ihr das?" rief der Baron mit freudestrahlendem Gesicht.

„Wohl kann ich es, lieber Vetter," sagte ich, „und ich wills in diesem Augenblick. Und wagt er auch nur die Nase zu rümpfen, so peitsch' ich ihn aus dem Saale wie einen undressirten Hund."

„Ganz unnöthig, ganz unnöthig!" rief der Baron mit triumphirendem Blicke. „Er ist mein Schuldner, ich nicht der seine, das ist genug. Aber ach Heinrich," fuhr er in die

frühere Trostlosigkeit zurückkehrend, fort, „ach Heinrich! noch ein anderer, ebenso schlimmer Umstand. Auf beiden Seiten gleiches Verderben und greif' ich nach der Hand, die Du mir edel und großmüthig bietest, fall' ich in den andern Abgrund. Ja, es ist doppelte Vernichtung, wenn der Verkauf nicht vor sich geht. Was kann ich, was soll ich thun? Sag mirs, sag mirs, wenn Du barmherzig bist!"

„Ich sag es Euch, wenn Ihr meinem Rathe folgen wollt," war meine Antwort, „aber Ihr müßt Euch schnell entscheiden, denn Eile thut Noth. Das dringendste Uebel ist das nächste. Der Präsident des Chappes wird gleich nach dem Aufruf das Verbot einlegen, er muß dann den Rechtsgrund zu Protokoll geben und nichts kann seine Erklärung jemals ungeschehen machen. Nun kommt Euch aber Herr von Blaye auf den Hals und hofft Ihr, er, der Libertiner ohne Grundsätze, werde Euch in irgend einer Weise schonen? Jedenfalls laßt uns diesen Umstand beseitigen und wir wollen dann jeder andern Schwierigkeit, jeder andern Gefahr nach Kräften begegnen. Willigt Ihr ein, Herr?"

„Du kennst nicht diese Schwierigkeiten, Heinrich, hast keinen Begriff davon. Aber Deinem Verlangen muß entsprochen werden. Luise wird die Deine, aber Du gelobst mir Hülfe — Rettung, wenn es Dir möglich?"

„Bis auf den letzten Blutstropfen," erwiederte ich, „aber ich weiß, ahne wenigstens mehr als Ihr Euch vorstellt. Ihr seyd bedroht, wenn Ihr Euer Kind einem Andern gebt als diesem Libertiner," er nickte bejahend, „und

ists die Baronesse, die Ihr fürchtet?" Hier unterbrach er mich mit den Worten: „Nicht sie! nicht sie!"

„Aber die Geheimnisse, in deren Besitz sie ist?" fuhr ich fort und er ward todtesblaß.

„Der einzige Weg," sagte er nach minutenlanger Pause „der einzige Weg ist — geheime Trauung."

„Nein, Herr," erwiederte ich, „so soll es nicht seyn, aber Eure Einwilligung will ich verschweigen. — Hört mich!" fuhr ich fort, als ich ihn bereit sah, auf den Vorschlag ohne irgend eine Bedingung einzugehen, „hört mich ruhig an. Ich halte Eure Einwilligung geheim über die Dauer Eures Lebens, ausgenommen das Gesetz verpflichtete mich zum Geständnisse oder ich würde dazu genöthigt durch irgend einen Versuch, unsere Verbindung zu annulliren. Seyd Ihr damit einverstanden, so stellt mir eine eigenhändige Einwilligung in meine Heirath unter dieser Bedingung aus, und mach' ich je dieses Papier ohne Noth bekannt, so sey ich der Ehrlosigkeit verfallen. Dagegen tret' ich Euch diese Verschreibung ab, wir verlassen alsbald dieses Zimmer, untersagen den Verkauf und trotzen dem übermüthigen Buben ins Gesicht. Dort auf dem Pult ist Dinte und Papier."

„So sey es!" rief der Baron neubelebt in einem zuversichtlichen Tone. Er ergriff die Feder und schrieb was ich ihm diktirte. Nachdem er es übersehen, stellte er mir das Blatt zu und keine Einbildungskraft vermag den Gefühlen gleichzukommen, mit denen ich es annahm.

Dagegen cedirte ich ihm die Verschreibung. Während

ich schrieb, hielt er nachdenklich die Augen auf den Boden geheftet.

„Heinrich,“ sagte er, die Verschreibung zu sich steckend, ohne die Unterschrift mehr als eines flüchtigen Blicks gewürdigt zu haben, „Du hältst mich entweder für schwach, weil ich mich von einem Weibe beherrschen lasse oder für schuldig, weil ich sie fürchte. Aber glaube mir bei meinem Eid, ihre Gewalt über mich beruht auf einer groben Betrügerei. Wenige unglückliche Worte, gedankenlos niedergeschrieben und nach der Wendung, die sie ihnen zu geben wußte, das Geständniß einer That enthaltend, die ich verabscheue, haben mich zu Elend und Sclaverei verurtheilt.“

„Das bedaure ich,“ erwiederte ich, „ich hoffe, die Zeit wird kommen, wo Ihr mir größeres Vertrauen schenkt und dann bin ich zweifelsohne im Stande, zu —“

In diesem Augenblick öffnete ein Huissier die Thüre mit den Worten: „Herr Baron, die Versteigerung beginnt. Wir eilten in den Saal, aber noch ehe wir ihn erreichten, erfolgte der Aufruf und gleich darauf ließ sich die Stimme des Präsidenten des Chappes vernehmen. „Ich thue Einsprache gegen den Verkauf im Namen Heinrichs, Grafen von Cerons und des Bois.“

„So sprecht doch,“ flüsterte ich dem Baron zu, „thut gleichfalls Einsprache, daß es von meiner Seite zu keiner Erklärung kommt.“

„Auch ich verbiete den Verkauf,“ rief der Baron, die Stimme erhebend, dann fügte er im gewöhnlichen Ton bei:

„so eben ist mir eine Mittheilung insinuirt worden, die meine Absichten gänzlich ändert.“

„Wirklich, Herr?“ rief Herr von Blaye mit zorniger Miene sich nähernd; „dann seyd Ihr, wie ich nicht zu vergessen bitte, mein Schuldner im Betrage von vierzig tausend Livres.“

„Verzeiht, mein Bester!“ sagte der Baron in der kalten bittern Weise, deren er sich früher mehr als einmal gegen mich bedient, „verzeiht, wenn ich anders dieß Papier verstehe, seyd Ihr mein Schuldner im Betrage von zwanzigtausend. Wir wollen unsere Rechnung ausgleichen, sobald es Euch beliebt.“

Der junge Mann warf einen Blick auf das Papier und erkannte es im Augenblick. Dann sah er mich an und sagte: „Ich weiß, wem ich deßhalb verschuldet bin und will meine Rechnung quitt machen noch vor Ablauf einer Woche.“

„Ich rechne auf Eure Pünktlichkeit, Herr von Blaye,“ erwiederte ich. Doch der Präsident des Chappes schlug sich ins Mittel mit den Worten: „Ihr jungen Leute, noch ein paar Worte wie diese führen Euch ins Châtelet. Ich bitt' Euch, Herr,“ fuhr er gegen de Blaye fort, „den Saal zu verlassen, da Euch, wie mich däucht, die Sache nichts angeht.“

De Blaye war im Begriff zu antworten, aber seine Begleiter nahmen ihn am Arm und schleppten ihn fort. Wir blieben noch etwa zehn Minuten im Saale, indem der Baron sich mit möglichster Fassung mit Herrn des Chappes zu unterhalten suchte. Sobald wir uns auf der Straße befanden, gieng er lang und lebhaft auf mein Lieblingsthema

ein. Er drang nun auf unverweilte Trauung und Abreise mit Luisen und versprach Letztere vorzubereiten.

„Zögerst Du," sagte er, „so kommt die ganze Geschichte ans Licht und ich bin genöthigt, Deine Heirath öffentlich zu sanctioniren oder mich zu widersetzen. Letzteres kann natürlich nicht seyn, aber da Du mir möglichste Schonung zugesagt, Heinrich, so hoff ich wirst Du durch Beobachtung des tiefsten Geheimnisses und durch die schleunigste Ausführung dem Ganzen den Charakter eines ohne väterliche Einwilligung vollzogenen Acts zu geben wissen."

Meine Antwort kann man sich denken. Aber die Furcht des Barons war nicht minder lebhaft als die Hoffnungen eines Liebhabers, und er wendete sich plötzlich zu Martin Bern, der hinter ihm auf den Stufen des Pallasts stand. Ihre Unterhaltung betraf denselben Gegenstand, denn der Baron hatte bereits aus verschiedenen vorangegangenen Aeußerungen erkannt, daß Martin Bern die Quelle war, aus der ich meine Orakel geschöpft. Inzwischen konnte ich auf ihr Gespräch nicht Acht geben, weil in diesem Augenblick ein Zug Leute vorbeipassirte und ehe ich mich versah, lag die Hand des Prinzen d'Auvergne in der meinigen. Der erste Ausdruck seiner Züge war Freude über das unvermuthete Wiedersehen, aber im Augenblick stahl sich ein anderes Gefühl darüber und nach wenig abgebrochenen Fragen lud er mich auf den folgenden Tag zu sich nach Champigny.

Aber eine gewisse Hoffnung in meiner Brust verhinderte mich ja zu sagen und ich antwortete lächelnd, ich möchte vielleicht genöthigt seyn, Paris vorher zu verlassen. Er er-

wiederte mein Lächeln, schien aber etwas verlegen über meine Antwort und sagte: „Nun wohl, so mag es denn seyn.“ Aber ehe er sich entfernte, trat er mir näher und sagte leise: „Versprecht mir auf Eure Ehre, de Cerons, morgen Abend mich in Champigny zu besuchen wenn Ihr Paris nicht vorher verlaßt. Ich habe Euch Wichtiges mitzutheilen.“

Ich versprach es ohne Zögern und mit einem Händedruck nahm er von mir Abschied. „Nun,“ sagte der Baron, „hab' ich bereits alles verabredet mit dem guten Kaufmann, Deinem Hauswirthe. Komm mit, Heinrich, denn Karl, der arme Junge, sehnt sich sehr nach Dir. Heut' Abend besuch' ich Dich und sage Dir, wie ich hoffe, daß Alles bereit ist.“

Ich beabschiedete mich für jetzt von Martin Bern mit manchem Dank für seine ausgezeichneten Dienste, schwang mich in den Sattel und begleitete den Baron nach Hause. Auf dem Wege erlaubte ich mir die Frage: „Habe ich keine Hoffnung, Luisen zu sehen? Da die Trauung so nahe ist, wäre es wohl dienlich, ich spräche mit ihr.“

„Nein, Heinrich,“ erwiederte mein Vetter, indem ihm das Blut in die Wangen schoß, „bestehe nicht darauf in Gegenwart der Baronesse. Ist sie abwesend, so kannst Du einen Augenblick mit dem lieben Kinde reden, ihr sagen, daß um allem Jammer ein Ende zu machen die Trauung morgen Nacht in ihrem Zimmer vor sich gehen soll. Der gute La Tour wird von Montmorency herüberkommen, Euch den Segen zu geben, der Vertrag soll legal aufgesetzt werden

und Albert mag als Zeuge zugegen seyn, da es mir nicht möglich ist. Deine Leute besetzen die Treppe, Euren Ausgang zu sichern, der Kaufmann nimmt es über sich, ein Stadtthor für Euch offen zu halten und sobald Luise die Deine, fliehst Du ohne Verzug mit ihr nach dem Süden.

„Morgen Nacht sagtet Ihr?“ rief ich etwas bestürzt, „und kann Alles bis dahin ins Reine kommen?“

„Wohl,“ erwiederte er. „Aber wenn sie Dein Weib ist, sag ihr, Heinrich, daß ihr Vater gegen sie von Natur nicht hart war, sag ihr, Heinrich, sag ihr, daß sie das Ebenbild ihrer Mutter ist und daß, was sie auch von mir denken mag, ich sie wegen dieser Aehnlichkeit liebe.“

„O Herr von Blancford,“ rief ich gerührt, „warum schüttelt Ihr das Joch nicht ab, was so schwer auf Euch lastet? warum behandelt Ihr die Drohungen dieses Weibes nicht mit Verachtung?“

„Weil, Heinrich, weil ich mich an den bösen Feind verkauft habe,“ antwortete er trotzig. „Aber nun kein Wort mehr davon, ich will Dir einst mehr sagen.“

Indem kamen wir in seiner Wohnung an und ich sah Karl von Blancford, mit welchem in den kurzen zwei Tagen eine traurige Veränderung vorgegangen war. Auch Luisen sah ich, aber nur auf wenige Minuten, doch reichten diese hin ihr die Entscheidung unseres Looses anzukündigen und sie zu fragen, ob sie so plötzlich, so geheim, so unvorbereitet die Meine werden wolle. Sie schwieg, aber ihre Blicke machten jede andere Antwort unnöthig und ehe sie eine solche

abgeben konnte, hörten wir die Ankunft der Baronesse im Hofe und schieden.

Ich saß einige Stunden bei Karl und was ich ihm von meiner Uebereinkunft mit seinem Vater erzählte, schien auf seinen Zustand besser einzuwirken als alle Verordnungen der Aerzte. Die Baronesse sah ich nicht; bald nach meiner Rückkehr zu Martin Bern stellte sich auch der Baron daselbst ein und wir brachten über drei Stunden mit den nöthigen Anordnungen zu. Der gute Kaufmann saß daneben, ernst, fast traurig zuhörend. Einmal bedeckte er sich die Augen mit den Händen und seufzte zu wiederholtenmalen schwer auf. Aber er sagte uns seine Unterstützung zu in Allem, was wir von ihm verlangten und auf die Frage des Barons, ob er nicht auch das Gelingen unseres Plans für unfehlbar halte, versetzte er mit einem Lächeln, das ich nachher besser verstand: „wenigstens will ich mein Leben daran setzen."

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Es war in der zweiten Stunde des Morgens, Sonntag 24. August am Bartholomäustage des Jahrs 1572, als ich die Einfahrt an dem Hotel des Barons von Blancford erreichte. Die ganze Stadt war stille, die sanfte balsamische Luft der Sommernacht umsäuselte meine Wange, wie der Athem der Liebe. Hinter dem offenen Thürchen stand Moric Endem ohne andere Waffen als das gewöhnliche Sei=

tengewehr mit Beifügung einer Pistole auf den Nothfall. Er war nach der Abrede wie wir Alle maskirt und flüsterte mir, nach einer kleinen Thüre auf der andern Seite des Hofs weisend zu: „Dort hinein und die Treppe hinauf, gnädiger Herr! Ihr findet daselbst Andriot und die beiden Andern.“

Ich spähte lauschend nach der Wohnung des Portiers, aus Furcht, das leiseste Geräusch könnte die Schlafenden wecken. Aber Alles blieb ruhig, ich ging quer über den Hof und fand Andriot an der geöffneten Pforte. Auf dem ersten Treppenabsatze stand wieder einer meiner Leute, und höher hinauf ein Dritter. Oben angelangt erblickte ich Licht durch die halboffene Thüre, ich machte sie leise auf und befand mich in einem kleinen Vorzimmer, wo ich Alberten wachend fand. Der gute Junge umarmte mich mit dem aufrichtigsten, leise gesprochenen Glückwunsch, und führte mich ins innere Zimmer. Hier traf ich Luisen, etwas blaß und bewegt, aber das liebe Kind gestattete solchen Gefühlen nicht, ihrer Neigung zu dem Mann ihres Herzens Eintrag zu thun. Sie sprang von der Seite La Tours auf und warf sich mir in die Arme. Ich suchte sie liebkosend zu beruhigen, während der gute Pastor, sich gleichfalls erhebend mich freundlich bei der Hand nahm. Unser Ehevertrag lag auf dem Tische, aber wir hatten viel unter uns abzumachen, und waren noch nicht ans Unterschreiben gekommen, als die Thür hinter uns aufging und der Baron eintrat.

„Ist's gethan?“ fragte er ängstlich, „ist's vorbei? —

Schnell, Heinrich, schnell!" fuhr er fort, als er die Unterschrift vermißte. „Ich bin um Euer Glück besorgt, meine Kinder, so lange der Akt nicht unwiderruflich ist."

Glückliche Unterbrechung, da es sich hier um Minuten handelte, die das Verhängniß auf ihren Schwingen trugen! Entzückt unterschrieben wir, entzückt sprachen wir das bindende Gelübde, und selig befestigte ich das mystische Symbol ewiger Vereinigung an den Finger der Geliebten.

„Nun," rief der Baron nach Vollendung der Feierlichkeit, „auf und davon! Ihr findet die gute Frau Marquelette außerhalb der Thore an der Stelle, wo Euch die Pferde erwarten. Tausendfachen Segen, Dir, Luise! tausendfachen Segen. Sey gütig gegen sie, Heinrich, und liebe nur Sie, laß Dich warnen, warnen durch das, was Du gesehen, was Du weißt. Nun, Albert, zu Bette, und laßt überall Ruhe im Hause seyn."

Luise zitterte, aber ich geleitete sie hinab und je entschiedener die Trennung von dem väterlichen Hause ward, um so inniger schmiegte sie sich an mich an. Der Baron schloß mit eigener Hand die Thüre hinter uns, und Schritt um Schritt stiegen wir die dunkele Treppe hinab.

Unten an der Treppe sagte ich: „es mag für uns nicht unpassend seyn, Liebe, den Blicken Dritter möglichst zu entgehen. Ich habe ein Nonnengewand mitgebracht, das Du über Deine Kleider werfen könntest. Wo ist es, Andriot?"

Dieser gab es mir und Luise bedeckte das weiße Kleid mit dem grauen Sarsche. Aber noch war sie damit nicht

zu Stande gekommen, als zu meinem äußersten Befremden auf einmal die Töne der großen wohlbekannten Glocke von St. Germain l'Auxerrois die Stille der Nacht unterbrachen, ein lautes, anhaltendes Geläute, als gält es die Verkündigung des Morgens. Ich eilte mit Luisen quer über den Hof nach der Straße und schon drang aus verschiedenen Stadttheilen lärmendes Geschrei zu unsern Ohren. Bald mischten sich die Glocken der übrigen Kirchen darunter, Fackelschein war vom Louvre her im Anzug und es war unverkennbar, daß trotz der tiefen Stille der Stadt zur Zeit meiner ersten nächtlichen Wanderung ein Theil der Bevölkerung wach und gerüstet gewesen war.

Ein Paar Secunden später hörten wir lautes, durchdringendes Schreien in einiger Entfernung, und Luise, an allen Gliedern zitternd, hing sich fester an meinen Arm. Anfangs wähnte sie, all dieß ginge uns an, wir wären entdeckt, würden zurückgebracht werden; aber bald sollte sie das Geschrei in allen Stadttheilen enttäuschen. Mir fielen die verschiedenen kleinen Anzeichen der letzten drei Tage ein, die Warnung des jungen Bern, die dringende Einladung des Prinzen d'Auvergne, und ich zweifelte nicht, daß die Stunde der Ausführung eines höllischen Plans zu Vernichtung der Protestanten in Paris gekommen war.

Moric Endem schloß die Thüre hinter uns und befand sich mit den Andern im Augenblick an meiner Seite. Eingedenk des Raths des jungen Bern eilte ich mit Luisen ohne ein Wort zu verlieren nach seiner Wohnung.

Unsere Straße war beinahe immer noch leer, nur an

dem entferntern Ende erschienen einige Fackelträger. Kaum aber traten wir aus dem Schatten des Hotel Blancford, so stürzte ein Mann aus dem gegenüber liegenden Thorweg mit dem Ausrufe: „zu Hülfe! zu Hülfe! Es sind Protestanten die entwischen wollen!“ und in demselben Augenblick führte er, mich am Arm packend, einen Streich gegen mein Haupt. Er war maskirt, aber ich erkannte ihn an der Stimme. Es war de Blaye und sicher hätte er mich niedergehauen, wenn nicht Moric, stets bereit und gefaßt, den Kopf des Angreifenden zum Ziel seiner Pistole gewählt hätte. Ein Knall und de Blaye sank entseelt zu Boden, aber sein Geschrei hatte eine Anzahl Fackelträger angezogen, die nun in vollem Laufe herbeieilten, und ich dachte nicht anders, als unsere Stunde wäre gekommen.

Nun aber rettete uns Morics Witz, wie das erstemal sein Muth. Er schien im Augenblicke Alles zu begreifen, und da seine Religion mit seinen Handlungen nie in Collision kam, so brach er in lautes Lachen aus, und rief den Ankommenden zu: „Dieser Hollunke von Hugenoten hat nun nichts weiter vonnöthen. Bei der heiligen Messe, hätt' ich nicht meine Pistole gehabt, er hätte einen von uns zusammengehauen. Da schleppt ihn an den Fersen nach Montfaucon. So mag es allen Feinden der wahren Kirche ergehen!“

„Recht so, recht so!“ riefen die Fackelträger, von seinen Worten getäuscht und im Wahne, wir wären eifrige Katholiken. „Uns nach! uns nach!“ und wir folgten ihnen auf dem Fuße. Aber Berns Wohnung war noch ferne,

während die Straßen immer lebendiger wurden von tobenden Volkshaufen. Noch hatten wir das Ende der unsrigen nicht erreicht, als wir Zeugen seyn mußten von der Erstürmung zweier Thüren, und zu welchem Zwecke? zur Plünderung der Habe, zur Niedermetzelung der Bewohner. Wir befanden uns inmitten dieser höllischen Scene von Mord und Raub, und Luise konnte nicht gleichen Schritt halten mit den Männern, deren Irrthum, konnten wir anders in ihrer Gesellschaft bleiben, uns retten mochte. So schien uns auf allen Seiten gewisser Tod zu drohen, und nur eine Chance blieb uns — Moric Endem an die Spitze unserer Truppe zu stellen. Aber dieser war so vielen Katholiken und Protestanten bekannt, daß die erste Aufforderung zur Demaskirung uns alle verrathen haben würde.

Wir folgten noch immer in einiger Entfernung den Andern, als fünf bis sechs Personen, in entgegengesetzter Richtung sich nähernd, ein Paar Worte mit unserer Vortruppe wechselten. Unter den Ankömmlingen befand sich eine Frauensperson, sie blieben stehen, nur Einer kam auf uns zu, und rief: „weg mit der Maske!“

Moric wollte ihn niederhauen, aber ich hielt ihn zurück und erwiederte: „Demaskirt Euch selbst!“

„Ihn!“ rief Jener, indem ich den jungen Bern erkannte, „ich suchte Euch eben, Herr des Bois. Wir retten Euch gewiß. Miriam, gib dem Fräulein den Arm — unsere Leute mischen sich unter die Euren. Laßt Keinen der Eurigen,“ fügte er leise bei, „sich demaskiren, wir wollen es thun wenn die Noth es erfordert. Nun geschrien, Leute,

und die Fackeln geschwungen: „hoch die katholische Kirche, nieder mit den Maheutres!“

„Ach, mein Vater! mein Vater!“ flüsterte mir Luise zu, „können wir ihn nicht retten? ach Heinrich, denk' an ihn!“

Ich fragte den jungen Kaufmann, aber er schloß mir ein für allemal den Mund mit den Worten: „ich riskire in diesem Augenblick das Leben für Euch. Kein Wort mehr davon! er hat ein katholisch Weib, sie wird sein Haus retten. Fort, fort! Ihr mögt noch Dinge sehen, daß Ihr Euch glücklich schätzt, Euer eigen Leben davon zu tragen!“

Ich flüsterte Luisen diesen schwachen Trost zu, und wirklich rechtfertigte der Jammer, den wir auf unserem ferneren Pfade mit ansehen mußten, die Voraussagung des jungen Kaufmanns. Wir hatten noch keine Viertelstunde zurückgelegt, als die Straßen von Paris nur Eine große Scene des Mords und des Schreckens darboten. Nach allen Richtungen loderten Fackeln, starke Abtheilungen Bewaffneter zu Fuß und Pferd säuberten die Straßen, hieben jeden des Protestantismus Verdächtigen nieder, und mehr als Ein Katholik, zwischen fetten Erbgütern und gierigen Verwandten stehend, ward das Opfer des gesetzlosen Augenblicks. Sechs bis sieben Personen wurden vor unsern Augen niedergehauen, wir hörten die wiederhallenden Jammertöne neuer Opfer in den Häusern, während im nämlichen Augenblick ein Leichnam, aus den obern Fenstern geworfen, mitten auf die Straße zu unsern Füßen niederfiel. Augenblicklich stürzte sich ein Haufe des unreinen, schmutzigen

Gesindels, das die Gassen und Plätze jeder großen Stadt befleckt, nach Geierart über den Entseelten, um ihm die Kleider vom Leibe zu reißen und oft folgte das leise Aechzen, der schwache Schrei auf den Dolchstoß, der so eben erst vollendet, was die Mörder oben nur halb gethan hatten.

Je näher wir dem Flusse kamen, um so schrecklicher, verwirrter wurde die Scene. Tausende von Gestalten, alle in demselben blutigen Geschäfte begriffen, trieben sich in jeder Richtung um uns herum. Das Geschrei der Schlachtopfer, das Gebrüll ihrer Henker, das Einschlagen von Thüren und Fenstern, dazwischen das Knallen der Feuerwaffen, das unaufhörliche Glockengeläute, das Trommelgewirbel, das Schmettern der Trompeten, all dieß verursachte einen betäubenden Lärm. Aber über einem Anblick, der mir so klar vor Augen lag, als wärs am hellen Tage, drohte mir das Herz vor Abscheu, Kummer und Unwillen zu brechen. Unter einem Thorwege sah ich so viele menschliche Leichname, darunter zwei Frauenspersonen aufgehäuft, daß die Thüre nicht mehr zugemacht werden konnte, und die Rinnen am Boden überströmten von dem rothen Blute. In der Nähe schleppte ein Knabe von dreizehn, vierzehn Jahren einen nackten Leichnam an den Fersen über die Straße, und etwas weiter entfernt bot sich der böse Feind in Gestalt eines Weibes meinen Blicken dar, beschäftigt den letzten Athemzug dem Körper eines Wesens ihres Geschlechts zu entpressen, indem sie den Gliedern der Sterbenden die reichen Gewänder entriß.

Wer von der bessern Classe thätigen Theil an dem

Mordhandwerke nahm, war so viel ich sah, maskirt. Aber Viele kamen in meine Nähe, die ich gar nicht wahrnahm, denn meine Gedanken beschäftigten sich einzig mit der Lage des lieben Kindes an meiner Seite und ich fürchtete immer, ihre Kräfte möchten ersterben unter diesem Schrecken, Jammer und entsetzlichem Seelenkampfe. Zwar hing sie schwer an meinem Arm, doch hielt sie sich aufrecht. Die Augen fest auf den Boden geheftet eilte sie vorwärts, während die gute Miriam, obwohl selbst tief erschüttert, unter fortwährenden Trostworten ihr auf der andern Seite zur Stütze diente.

Dreimal wurden wir angehalten mit dem Befehl, uns zu demaskiren, aber ein einziges Wort des jungen Bern, oder Moric Endems täuschende Parole: „Nieder mit den Hugenoten!“ machte uns immer wieder frei.

Endlich zeigte sich die ersehnte Straße, aber in demselben Augenblick hielt uns ein Haufe wilden Gesindels an, der sich nicht durch Worte begütigen ließ. Selbst als der junge Kaufmann mit einigen seiner Begleiter die Maske abnahm, rief ein Wüthender, das Schwert über ihm schwingend, es wäre ein falscher Name, und gerade wollte er die Losung zu seinem Tode geben, als Moric Endem sich vordrängte mit dem Ausruf: „Aha! Gouguant! Hugenot! Maheutre, der Du bist! Schlagt ihn nieder, Martin! Nieder mit ihm! Er war Colignys Stalljunge bei Moncontour, und ward gefangen. Nieder mit ihm! den Hirnkasten ihm eingeschlagen! Ein Hugenot, der sich für einen Katholiken ausgibt!“

Wirklich drang Moric mit gezogenem Schwert auf ihn ein, und ehe man ihm abwehren konnte, hieb er ihn nieder. „Beim heiligen Meßopfer, da sind noch mehrere Hugenoten unter ihnen," rief er, einen Andern angreifend. „Nieder mit allen, nieder mit allen! Nieder mit den Hugenoten!" aber Jene stoben fliehend nach allen Seiten auseinander, und ließen uns freie Bahn.

Aber der junge Bern blieb stehen und warf Moric einen zornigen Blick entgegen mit den Worten: „Das muß verantwortet werden."

„Und ist verantwortet," erwiederte Moric, „in diesen Paar Worten. Der Mann ist, wie ich sagte, Gouguant, früher Stalljunge des Admirals, und seither, wie ich höre, Gurgelabschneider für Jeden, der seiner in Paris bedurfte."

Niemand konnte ihm widersprechen und der junge Kaufmann eilte vorwärts.

Mit welcher Freude, welchem Entzücken sah ich endlich das große Thor von des Kaufmanns Hofraum hinter uns sich schließen, wie drückt' ich die arme, halb ohnmächtige Luise in einem momentanen Traum von Sicherheit ans Herz! Aber bald verflog dieser Traum, denn ich hörte einen der Männer mit leichenblassem Gesicht unserem Schutzengel berichten, daß das ganze Haus schon zweimal nach mir und meinen Begleitern durchsucht worden sey.

Bald darauf ward ans Thor geklopft; wir erblickten durch das Gitter die beiden ältern Kaufleute mit einem Laufburschen, und ließen sie sogleich ein. Martin Bern der

Aeltere sah niedergeschlagen und blaß, er sagte indem die Thüre sich hinter ihm schloß:

„Sie verweigern um jeden Preis die Oeffnung der Stadtthore. Aber seyd getrost, holde Dame, wir sinnen Euch dennoch Rettung aus. Miriam, was sagt Dein thätiger Verstand? Morgen wird genauer, geordneter nachgesucht werden — freilich nicht minder traurig. Wie mögen wir sie aus der Stadt bringen?“

„Ueber den Fluß!“ sagte das Mädchen entschlossen, „über den Fluß! Meines Vaters Barke, die alle die Goldplatten von Rouen brachte, liegt just noch an der Hinterseite unseres Gartens.“

„Aber um zur Rückseite Eures Hauses zu gelangen, Miriam,“ sagte der Kaufmann, „müssen sie über die schreckliche Straße, wo nun Blut fließt wie Wasser.“

„Ueber die Dächer weg!“ rief das Mädchen, „übers Dach! ich kenne den Weg. Du, Martin, läufst über die Straße und heißst meinen Vater die obere Thüre öffnen. Ich führe sie hin.“

Der junge Kaufmann besann sich keinen Augenblick und die Oheime führten uns munter und rasch über die Dächer der Waarenlager. Schrecklich war die gelbliche Beleuchtung von der Straße herauf, noch schrecklicher das vermischte Getöse von Lärm und Geschrei, das uns auf dem engen, schlüpfrigen Wege verfolgte. Es war als wandelten wir an dem schmalen Abgrunde der Hölle, und Luise möchte es nicht lange ausgehalten haben, hätte uns nicht der gute

Martin Bern bald auf eine Art Gang zwischen zwei zusammenlaufenden Dächern geleitet.

Nur mit Mühe fanden wir das Dach des Judenhauses, endlich kannte sich Miriam aus, und klopfte an ein kleines Seitenpförtchen. Anfangs erfolgte keine Antwort und sie wiederholte das Klopfen. Nun ließen sich eilige Fußtritte vernehmen und eine Hand, unstät wie es schien von Alter oder Furcht. schloß inwendig auf und Salomo Ahars Kopf kam zum Vorschein. Der Alte zitterte an allen Gliedern, sein Gesicht war leichenblaß.

„Gelobt sey Gott!" rief er, „gelobt sey der Allmächtige! Kommt herein, Kinder, kommt herein! Hier ist Alles sicher, mein Haus ist immer doppelt geschlossen. Ha! Segen über Euer holdes Antlitz, Dame, Ihr seht blaß, und wohl mögt Ihr so. Aber das Boot soll Euch retten, es steht hart am Ufer, in der kleinen Bucht, die ich zum Entladen der Waaren habe anbringen lassen. Ich danke mein Leben dem guten Herrn, Eurem Geliebten."

„Meinem Gemahl!" sagte Luise mit einer Stimme, die ich nie vergessen werde. Sie verbarg ihr Gesicht an meiner Brust und weinte. Allein ihre Thränen waren bald getrocknet, und wir eilten hinab ans Ufer.

Da sich voraussehen ließ, daß man auf uns feuern würde, brachten die Freunde auf beiden Seiten des Boots tüchtige Reisbündel an, die uns zum Schutze dienen und zugleich dem Fahrzeuge den Anschein einer Holzfähre geben sollten. Martin Bern drückte mir eine volle Börse in die Hand, Miriam legte für Luisen einige reiche Kissen zurecht,

der Jude fügte Wein und Mundvorrath hinzu, und Moric Endem, aufs Beste bemüht einen gemeinen Bootsmann vorzustellen, half einem Dritten vom Ufer stoßen und in die Mitte des Wassers gelangen.

Indem wir langsam dahinglitten. schien das schreckliche Getöse aus dem Mittelpunkte der Stadt abzunehmen, aber in der Nähe der Festung rief uns die Wache halt! zu und feuerte, als wir nicht gehorchten. Die Schüsse thaten uns kein Leid, und ehe Jene zum zweitenmal feuern konnten, waren wir außer ihrem Bereiche. Auch die Vorstadt passirten wir in Sicherheit und ein wundersames Gefühl beschlich uns, als das Boot nun durch die ruhige, geräuschlose, ländliche Scene hinglitt und wir das stille Morgenlicht, warm erglühend im Osten, erblickten.

Nach meiner Uebereinkunft mit dem Baron erwarteten uns die Pferde und der übrige Theil meines Gefolges nebst der guten Frau Marquelette in einer Entfernung von kaum hundert Ellen vom Flusse, bei einer kleinen Schenke. Moric, genau mit der Stelle bekannt, bestand nun auf der Landung und bot sich zum Wegweiser an. Da er sich nicht leicht irrte, überließen wir uns ganz seiner Führung. Beim Anlanden glaubte ich mehrfache Stimmen in einiger Entfernung zu vernehmen, deßhalb stieg ich zuerst aus und legte mich aufs Rekognosciren.

Als ich mich der bezeichneten Stelle näherte, sah ich im grauen Dämmerschein eine größere Schaar Berittener, als ich erwartet hatte. Im Begriffe, nach der Barke umzukehren, gewahrte ich einen jungen Mann zu Fuß in leb-

haftem Auf- und Abgehen begriffen, dann wieder Halt machend und die Straße entlang sehend. Ich glaubte mich in der Gestalt nicht zu irren, und ihm näher kommend erkannte ich wirklich das Gesicht des Prinzen von Auvergne. In demselben Moment ward auch er mich gewahr, sprang auf mich zu, ergriff meine Hand und sagte: „Gott sey gedankt! aber, de Cerons, Ihr kommt doch nicht allein?"

Ich erzählte ihm kürzlich meine Begegnisse und er erwiederte: „Verliert keinen Augenblick! Bringt sie alle her. Hier ist eine Sänfte für die Dame, eine Bedeckung meiner eigenen Leute mit sicherem Geleite von meinem Vater. Aber Ihr müßt zwanzig Meilen zwischen Euch und Paris haben, ehe der Schlaf Eure Augen berühren darf; denn hier wäre gegenwärtig Keiner sicher, seinen Bruder von Stunde zu Stunde zu retten. Keine Worte, de Cerons, fort, nach Genf, nach Genf! wenn Ihr sicher seyn wollt."

Es fielen auch keine weitere Worte. Luise und die Uebrigen wurden aus dem Boote geholt, und ehe zwanzig Minuten vergingen, waren wir auf dem Wege nach dem Schweizerlande.

Erst als wir die französische Gränze hinter uns hatten, konnte ich mich von der Sicherheit des geliebten Wesens, das nun ganz mein eigen war, überzeugen. Aber bald sollte sich tiefer Kummer unter meine Freude mischen, denn zu Genf erfuhren wir den ganzen Umfang unseres Verlusts. Die Baronie Blancford mit der Herrschaft Cerons war auf einen Eigner gekommen, der sie nicht ohne tiefes Bedauern sein nennen konnte. Der Baron nämlich und seine beiden

Söhne waren ermordet worden. Auch La Tour befand sich unter den Gefallenen, ja die wilden, auf die Protestanten losgehetzten Bestien hatten ohne Erbarmen selbst die Baronesse einem Schicksal beigesellt, das von ihrem Gemahl abzuwenden sie nicht die geringste Anstrengung gemacht.

Ende

des vierten und letzten Bändchens.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

James, G. P. R., / Notter, Friedrich, / Pfizer, Gustav,

G. P. R. James' Romane

Bd.: 80

Stuttgart 1843

P.o.angl. 590 r-77/80
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10753235-5